

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:
monatlich Kó 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährlich 96.—
jährlich 192.—

Rückstellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einlieferung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montags täglich (rwb).

Kurze Blüte.

Es ist gerade knapp ein Jahr her. In den Juli- und Augustwochen 1923 war es, als sich die tschechoslowakischen Hakenkreuzler gar mächtiglich aufzublähen begannen und als es eine zeitlang schien, als ob die von ihnen erzeugten Winde wirklich die Atmosphäre ein wenig und eine zeitlang trüben könnten. Es war das in jener Zeit, da Deutschland hart an den Rand des Verderbens gelangt war, da das Reich durch die schweren Kämpfe im Ruhrgebiet, durch die furchtbare Wirtschaftskrise, durch außen- und innenpolitische Gefahren in Zerberstern sich wand; das war in jener Zeit, da den Wahnsinn des Geschehens atembeklemmende Papiergeldflut verfinsterte. Damals schien die Zeit für Narren und Verbrecher gekommen, damals ließ sich eine maßlos geschwächte und entnervte Bevölkerung in Deutschland von den gewissenlosesten Hazarddeuren hypnotisieren, die ihnen — die einen von links, die anderen von rechts — vorgaukelten, daß sie die Sendboten des Heils und der Erlösung seien. Adolf Hitler war derjenige falsche Messias, der damals im Deutschen Reich am meisten von sich reden machte, der es verstand, einen großen Teil der Nation an die Höhen seiner Phantasie glauben zu machen.

Und damals, als die große völkische Welle von Bayern aus die übrigen deutschen Provinzen zu übersfluten drohte, hatte auch das haltlose Säuseln judenentwärtiger Nationalsozialisten endlich ein Idol gefunden, mit dem sie sich trauten, in die Massen zu gehen. Adolf Hitler! Das war der Gott aller Deutschen, die sich stets mit großem Anfangsbuchstaben schreiben, das war der Arminius redivivus auch der Sudetendeutschen, das war der Wotan und der Stern Antijudas, alles in einer Person. Der bedeutungslose, verachtete Trupp der Gelben, der stets seinen Schritt von den großbürgerlichen Parteien abnahm, mit deren parlamentarischen Verband durch die und dünn gegangen und noch bis zum Ausleuchten Hitlers mit der deutschnationalen Fabrikantenpartei in engster „Kampfgemeinschaft“ gestanden war, fühlte auf einmal die Kraft in sich, selbständig zu werden, allein seine Schlächten gegen die sozialdemokratische Arbeiterkraft zu schlagen. Den deutschböhmischen Arbeitern, die Hitler niemals gesehen und gehört haben, wurden Wunder von dessen einzigartiger Persönlichkeit und von seiner Kraft, das gesamte Deutschtum zu retten, eingeredet. Das chauvinistische Regime der tschechischen Machthaber und die Giftsaat der Kommunisten hatten dem Hitlerismus hierzulande den Boden bereitet. Diese Umstände vor allem brachten den Nationalsozialisten bei den Gemeindevahlen im September des Vorjahres beträchtliche Erfolge, die zu anderer Zeit undenkbar gewesen wären. Wir waren uns aber keinen Augenblick im Unklaren darüber, daß diese Erfolge der Hakenkreuzler im Lande nur höchst vorübergehender Natur waren und daß der Regenjammer sehr bald folgen werde.

Kaum ein Jahr ist seitdem vergangen und der Jammer ist auch schon da. Er begann draußen im Reich mit dem zwerchfelleckhütternden Putsch im Münchener Löwenbräu und erreichte vor einigen Tagen seinen Höhepunkt auf dem Weimarer Parteitag. Den göttlichen Hitler hat man in aller Stille zum alten Eisen geworfen und an seine Stelle — an die Stelle des „Volksmannes“ — trat mit flirrenden Sporen der „Sieger von Tannenberg“, Erzellenz Ludendorff, der in aller Offenheit darangeht, die nationalsozialistische Freiheitspartei in preussische Militärkaders umzuwandeln. Das bedeutet für Deutschland nicht mehr und nicht weniger als den Zusammenbruch der nationalsozialistischen Bewegung Hitlers.

Und für die heimlichen Hakenkreuzler? Wenn die Herren Anriß, Sinim und Karg von Weimar heimkommen und ihren Anhängern

Madau im Reichstag.

Kommunikationskrawall. — Der unfähige Präsident. — Die Sitzung abgebrochen.

Berlin, 22. August. (Eigenbericht.) Die heutige Reichstagsitzung, die zur Entgegennahme der Regierungserklärung einberufen wurde, nahm ein klägliches Ende. Kommunistische Radaumacherei hatte sich mit der Unfähigkeit des deutschnationalen Präsidenten verbunden, die Sitzung zu bereiteln. Vor Eintritt in die Tagesordnung, auf der als einziger Punkt die Erklärung der Reichsregierung steht, wurden von kommunistischer Seite durch Abgeordneten Kay verschiedene Anträge zur sofortigen Beratung beantragt, mit der Begründung, diese seien wichtiger als die Regierungserklärung. Abgeordneter Kay forderte weiter, daß nach der Regierungserklärung die Parteien sofort zusammenkommen und daß dann sofort der Reichstag aufgelöst und ein Volksentscheid herbeigeführt werde.

Als Reichskanzler Marx sich anschickte, das Wort zu ergreifen, hindern ihn die kommunistischen Abgeordneten durch lärmende Zurufe: „Heraus mit den politischen Gefangenen! Amnestie!“ usw. Der deutschnationale Reichstagspräsident Wallraff konnte dieser Szenen nicht Herr werden und rief den kommunistischen Abgeordneten Schwarz mehrmals zur Ordnung. Als dies nichts nützte, verließ er seinen Ausschluß von der Sitzung und unterbrach die Sitzung. Als Schwarz weiter im Saale verblieb, schloß ihn der Präsident auf 20 Sitzungstage aus. Darauf wurde die Sitzung vertagt und der Aeltestenrat einberufen.

Im Aeltestenrat billigte die Mehrheit das Vorgehen des Reichstagspräsidenten. Als bei Wiedereröffnung der Sitzung um 16 Uhr der kommunistische Abgeordnete Schwarz immer noch im Saale anwesend war, erklärte Präsident Wallraff, daß er nicht in der Lage sei, den Abgeordneten zum Verlassen des Saales zu bringen und hob die Sitzung auf. Die Mehrheit des Reichstages nahm die Aufhebung der Sitzung mit Entrüstung auf und rief dem Präsidenten zu: „Sie kapitulieren vor einem Narren!“ Die nächste Sitzung des Reichstages findet morgen statt.

Was die Kommunisten mit ihrem heutigen Vorgehen bezwecken wollten, ist nicht klar. Man ist jedoch in den Kreisen der Regierungsparteien der Meinung, daß Wallraff, mit dessen Geschäftsführung man immer unzufriedener wird, durch sein Verhalten den Kommunisten direkt in die Hände gearbeitet hat.

* *

Die Situation im Reichstag.

Berlin, 22. August. In den Wandelgängen behauptet man, daß Wallraff an dem kommunistischen Abg. Dr. Schwarz eine kleine Privatruhe nehmen wollte, weil dieser vor einigen Wochen in einer Sitzung ihm das Wort „politischer Lustmörder“ zugerufen habe. Durch die Vertagung ist eine neuerliche Verzögerung der dringenden parlamentarischen Entscheidung über die Dalwegfrage verursacht und es ist noch nicht sicher, ob die morgige Sitzung ungehindert verlaufen wird.

Zunächst benützt man diese Verzögerung hin-

ter den Anlassen einen letzten Versuch zur Erzielung der nötigen Zweidrittelmehrheit zu machen. Die Reichsregierung hat zu diesem Zwecke eingewilligt, die Gesetzesvorlage über die Schutzjelle noch in dieser Session des Reichstages zu erledigen und so einem Wunsche der Deutschnationalen entsprochen. Trotz alledem sind aber die Ansichten für Durchbringung der Dalwegfrage gering, da die Deutschnationalen bisher kategorisch erklären, daß ein Umsfall für sie ausgeschlossen ist.

Beendigung des Textilarbeiterkongresses.

Wien, 22. August. (Eigenbericht.) Der Textilarbeiterkongress hat in der heutigen Schlußsitzung eine Reihe von Resolutionen angenommen. Diese befassen sich vor allem mit dem Kampf gegen Absperremaßnahmen bei Ein- und Ausfuhr von Rohstoffen, mit dem Kampf um den Achtstundentag, mit der Verbesserung und Verwirklichung der Sicherheitsmaßnahmen in den Betrieben und mit der Vertretung der Arbeiterkraft in den Betriebsinspektionen.

In Anbetracht der in den meisten Ländern bereits stabilisierten Währungen wurden wieder einheitliche Beiträge für alle Länder beschlossen.

gern erzählen werden — wir wollen hier annehmen, daß sie ihnen die Wahrheit sagen werden — wohin geht draußen mit Ludendorff die Reise geht, dürsten sie sehr unerquickliche Erfahrungen machen. Denn die „Massen“ deutschböhmischer oder deutschmährischer Arbeiter wünschen wir erst kennen zu lernen, die Lust dazu verspüren, nochmals den Wegen des Menschenenschlächters Ludendorff zu folgen, sich noch einmal für die gottbegnadeten Hohenzollern die Knochen einschlagen zu lassen. Den Hitler, der vielleicht doch so manchem in nebelhafter Gestalt, als ein Volksführer erschienen war, hat der Duxer „Lag“, das Sprachrohr der Anriß und Karg, sofort nach dem mißglückten Novemberputsch verächtlich gemacht und als „eitle Primadonna“ hingestellt. Nun er, statt Führer des Volks zu sein, zum

Die Beiträge werden in amerikanischen Dollars berechnet und betragen vom 1. Jänner 1925 drei Cent pro Mitglied und Jahr.

Zum Sekretär wurde der Engländer James Bell, ein gewohnter Textilarbeiter, gewählt.

Zum Schluß dankte Abgeordneter Genosse Koscher dem bisherigen Sekretär Tom Shaw im Namen aller für die geleisteten Dienste und sprach das Bedauern aus, daß Tom Shaw mit Rücksicht darauf, daß er das Arbeitsministerium in der Regierung Macdonald innehatte nicht mehr als Sekretär mitarbeiten könne. Unter lebhaftem Beifall aller Delegierten dankte Genosse Tom Shaw gerührt für die Kundgebung des Wiener Kongresses, der ihm unvergesslich sein werde.

Memoirenschreiben übergegangen ist, präsentiert man der Nation einen ihrer größten Reiter, General Ludendorff, als Retter. Wotan auf werden die heimischen Nationalsozialisten, soweit sie ernste Menschen sind, jetzt warten? Werden sie es nicht merken, daß Herr Anriß, in Anbetracht dessen, daß die große Bruderpartei im Reiche auseinanderfällt, eine ganze Schwentung macht und wiederum zu den Parteien der Großbourgeoisie hinüberzuwechseln versucht, von denen er gekommen?

Die Irrgeführten werden es merken. Das Schicksal der reichsdeutschen Völkischen wird das der tschechoslowakischen entscheidend beeinflussen. Kaum ein Jahr hat die bescheidene Herrlichkeit gedauert, schon fallen die Plätter. Es herbstet im Walde der Hakenkreuzler.

Kultur und Wirtschaft.

Seidem die Menschen über sich selbst und über ihr Geschick nachzudenken begonnen haben, beschäftigt sie die Frage, warum ihr Schicksal, das ihrer Familie, Sippe und Nation, sich gerade so und nicht anders gestaltet habe. Der einfache Mensch, der für jedes Geschehen einen bewirkenden Urheber, sozusagen für jeden Schicksal auch einen Schuster zu kennen meint, sucht ihn auch für das geschichtliche Geschehen. Es ist natürlich, daß dieser Urheber anfangs ganz nach Menschenart gedacht wurde, daß man sich ihn, wie den Führer der Sippe, gut oder böse, mächtig oder schwach vorstellte. Hier wurzelt aller Götter- und Hängerglaube, die Anbetung von Bildern, Steinen, Bäumen und allerhand Fettschen sonst, man erbaut sich ihre Gnade, wie die eines Menschen, durch Geschenke und Opfer. Als wäre er selber ein Jude, nur der stärkste und gewaltigste, trieb der Jehovah der Juden die Menschen aus dem Paradies, rettete er Noah in die Arche, führte er Moses ins gelobte Land, immer griff er persönlich, als von außen her wirkender Urheber, in die Ereignisse ein. Und ähnlich steht es mit dem Glauben an die Sterne, an das Schicksal, das die Griechen als „Moira“, die Römer als „Fatum“ verehrten und fürchteten. Auch das ist Geschichtsbetrachtung, nur eben eine sehr einfache und naive, deren Horizont über die primitivste Ver menschlichung nicht hinausreicht.

Erst die zu vielen Aufhebungen, Kenntnissen und Selbstbeobachtung aufsteigende Menschheit erkannte, daß die Tatsachen und Geschehnisse selbst zu einander im Verhältnis von Ursache und Wirkung stünden, daß sich, ohne Anstoß eines Unbeteiligten von außen her, eines aus dem anderen „pragmatisch“ entwickle. Auch da verfuhr und verfährt man noch sehr persönlich, indem man gern die Ereignisse auf einen an ihnen innig beteiligten großen Menschen zurückführt, beispielsweise die Kämpfe Alexanders auf dessen Wunsch, die den Griechen von den Perfern angehenden Unbilden endlich heimzuzahlen. Oder erklärt man die Blüte Athens und Roms aus dem playvollen Wirken eines Perikles oder Augustus, die Unterwerfung Deutschlands um 1800 aus dem schrankenlosen Eroberer Ehrgeiz Napoleons. Dieser greift schon der Versuch, letzte der Ideen als die eigentliche Ursache der geschichtlichen Veränderungen herauszuschälen. So soll zur Zeit Alexanders der „Hellenismus“, das ist die besondere Art, wie die Griechen das Edel-Menschliche betonten, den Sieg über die „Barbarei“ der Perfer davorgetragen, oder sich im dreißigjährigen Krieg der freie Geist des Protestantismus mit der Gebundenheit des Katholizismus gemessen haben. All diese Erklärungen erbelten, mochten sie nun schon mehr oder weniger geistvoll sein, bloß einen Teil des Prozesses, einen Krieg, eine politische Katastrophe oder eine bestimmte Kulturphase, und sie gingen niemals bis auf die Wurzel zurück, sondern bedurften selbst wieder einer komplizierten Begründung. All diese Mängel behebt die Erklärung des Geschichtsgeschehens durch Marx: daß nicht Persönlichkeiten und nicht Ideen, wie wichtig sie auch sein mögen, sondern die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Art und Mittel, wie und mit welchen produziert wird, sich die kulturellen und staatlichen Verhältnisse schaffen.

Folgerichtig konnte es demnach keine Kultur geben, solange es keine Wirtschaft gab. Dieser Schluß trifft denn auch auf den Menschen zu, der von Wurzeln und Früchten, von primitiver Jagd und Fischfang lebte. Und auch die Hirten und einfachen Ackerbauern, denen noch die größeren sozialen Zusammenhänge fehlten, konnten noch keinen kulturellen Neerbau. Aber das erste Nebeneinander von Jagd und Ackerbau erzeugt doch schon die erste primitive Arbeitsteilung, diese Wurzel aller Wirtschaft und Kultur. Der Mann nämlich ward zum freien Jäger, die Frau aber war durch die Aufsicht der Kinder mehr gebunden, und deshalb bekam sie die Bodenbearbeitung zugewiesen. Je mehr die Zeit vorschritt, desto mehr betonte man die Freiheit des Mannes und die Gebundenheit der Frau; am Ende der „geschlechtlichen Arbeitsteilung“ steht die Verklabung des Weibes, es wurde auch bei Wanderungen zum Last- und Arbeiter.

Das Wachstum der Herden machte zu Zwecken des Schutzes allerlei Gruppenbildungen notwendig, woraus sich die Sippen und Herden ergaben. Die intensivere Beschäftigung mit dem

Boden hinwiederum führte zu neuen Methoden der Ackerbestellung, zu zweckmäßigeren Werkzeugen u. dergl. Die eine Frau reichte nicht mehr aus, man brauchte mehr Arbeiter. Damit verwandelten sich die Kämpfe um Herden, um Jagd- und Weideplätze in Kämpfe um Sklaven. Der tüchtigere Arbeiter erhielt einen größeren Teil der Beute, von Land und Vieh, was die immer schärfere Ausbeutung des Privateigentums begünstigte; die große Zahl der Sklaven bewirkte eine Arbeitsteilung der Männer. Auf der einen Seite standen die freien „Herren“ als Jäger, Krieger, Knapen, Priester usw., auf der anderen die Sklaven als Läger und kunstlose Handwerker: sie verfertigten Waffen, Werkzeuge, Netze, Töpfe, Sandalen, sie bauten, spannen und webten. Als die Menge der Sklaven eine Auswahl unter ihnen gestattete, machte natürlich nicht jeder alles, sondern sie spezialisierten sich, und diese höhere Form der Arbeitsteilung erhöhte auch die Leistungen; die Handwerker nahmen an Kunstfertigkeit zu, die Kultur vertiefte sich entsprechend der wirtschaftlichen Basis.

Die hier entwickelten Grundlinien treffen auf alle Sklavenstaaten des Altertums zu, auf die Ägypter, Perser, Assyrer, Babylonier, Juden, Griechen und Römer. In ihnen allen widmete sich die freie Herrenklasse den als „herrenmäßig“ angesehenen und eifersüchtig gehüteten Berufen des Kriegers, Staatsmannes, Gelehrten, Priesters oder Künstlers, wobei die Wertung der verschiedenen Beschäftigungen bei den verschiedenen Völkern freilich nicht dieselbe war. Für die Notdurft des täglichen Lebens hingegen, also für Essen, Kleidung, Wohnung und Hausrat, sorgten die Frauen und Sklaven. Auch die Folgen waren überall die gleichen: Die Sklavenarbeit, einmal bis zu einer gewissen, die Bequemlichkeit halbwegs gestattenden Höhe ausgebildet, machte wenige oder gar keine technischen Fortschritte, weil deren Ertrag nur den Herren zugute gekommen wäre und weil überhaupt der seelische Anteil der Sklaven an ihrer Arbeit fehlte. Als gar mit der Heranbildung von Handel und Geldwirtschaft die Produkte sich in „Ware“ verwandelten und der Bedarf des eigenen Haushaltes der Produktion nicht mehr eine natürliche Schranke zog, setzte die Ausbeutung der Sklaven und damit deren Dampfer das gegen die Unterdrücker ein, und diese Seelenstimmung schloß einen Fortschritt des Handwerks erst recht aus. Er hätte auch nicht den Sklaven, sondern wieder nur den Herren genützt. So versfielen denn die Gewerbe und versfielen die Sklavenstaaten, dafür aber erlangten die Herrenverufe, auf die sich, unbeschwert vom Daseinskampf, alles Sinnen und Trachten der Herrschenden konzentrieren konnte, eine heute kaum mehr mögliche Blüte.

Was man sich heute gemeinlich unter „Kultur des Altertums“ vorstellt, ist eigentlich Kultur jener Herrenklassen: Die ägyptischen Herrscher, die ebenso an Nachruhm wie an das Fortleben in einer anderen Welt dachten, weichten dieser ihrer Idee die gigantischen Pyramiden und die märchenhaften Grabgewölbe, deren eines, die Ruhestätte des Tutanch-Amon, jetzt als Wunder der Welt angestaunt wird. Die Helden eines Leonidas in den Thermopylen ist nur denkbar, weil die spartanischen Herren zeitweilig einzig und allein für den Krieg erzogen wurden. Wenn Athen durch seine gewaltigen Helden und Staatsmänner, durch Aristoteles, Aristides, Themistokles und Perikles sich unsterblichen Ruhm erworben hat, so dankt es das dem Umstand, daß Politik, Wissenschaft und Kunstgenuss als die einzig würdigen Beschäftigungen eines Atheners galten. Aus dieser Geisteshaltung erklärt sich das Marktreiben Athens mit seinen Rednern, Demagogen, Lehrern, Philosophen und Volksgerichten, Theater und Sportspiele waren

für das ganze freie Volk ein Staatsereignis. Was Wunder, wenn bei solcher Wertung und Ruhmgebende Künstler wie Praxiteles und Phidias, Bauwerke wie auf der Akropolis entstanden, wenn die Dichtung in Homer, Aeschylus, Sophokles und Aristophanes, die Philosophie in Sokrates, Plato und Aristoteles blühte! Die praktischen Wissenschaften hingegen, die Technik, Chemie und Physik blieben unentwickelt, weil sie den verachteten Sklavengewerben verwandt schienen. Wie Athen auf künstlerisch-wissenschaftlichem so legt Rom auf staatenbildendem Gebiet Zeugnis ab für die Kulturmöglichkeiten der Sklavenvirtschaft in Höhe und Verfall. Der Römer führte sich nur als Krieger und Staatsmann wohl, und deshalb war der Geist des alten Rom vor allem in den Legionen, in Volkssammlungen und Senat lebendig. Kein Freier fand es seiner würdig, zu arbeiten, immer mehr Bauern sammelten sich in Rom an und forderten als „Bürger“ vom Staate, von ihrem Staate Panem et circenses: Brot und Zirkusspiele. Diese Forderung ließ sich erfüllen, solange siegreiche Kriege immer neue Arbeitstiere brachten, und so lange dauerte auch der Aufstieg des Reiches. Als aber das Weltall endlich unterworfen war, versiegte die Quelle, eine wahnsinnige Ausbeutung der Sklaven setzte dafür ein. Die Kriegsungeübten freien hingegen verlorierten und verweidlichten, immer drohender erhob sich die gepähtete Masse, immer ungebändiger benahmten sich die Soldaten, die statt des entnervten Herrenvolkes den Staat im Innern und nach außen schützen sollten. Jahrhundertlang stand noch der tönerne Koloss nach den Gesetzen der Trägheit, dann brach er zusammen und begrub unter seinen Trümmern die alte Welt, das Auseinanderklaffen von wirtschaftlichen Bedingungen und Kultur erwies sich als gleichbedeutend mit dem Tode. K.

Die verbotene Kosleggerstraße.

In der Wiener „Arbeiterzeitung“ finden wir folgende treffende Charakteristik der tschechischen Lasterpolitik:

In böhmischen Wäldern war dieser Tage zu lesen, der Beschluß des Gemeinderates von Böhmisch-Leipa, eine Gasse im Gebiet dieser Stadt Kosleggergasse zu benennen, sei von der politischen Behörde aufgehoben worden; dieser Name dürfe in der tschechoslowakischen Republik einer Gasse nicht gegeben werden. Gemäß dem Gesetz verfügt eine Gemeinde über die Gassen ihres Gebietes, deren Benennung ist ihr autonomes Recht; wie konnte also die Durchführung jenes Beschlusses gehindert werden, und warum soll es einer deutschen Gemeinde verwehrt sein, eine Gasse nach Koslegger, einem großen und reinen deutschen Dichter, zu benennen?

Die tschechoslowakische Republik hat sich ein Gesetz gegeben, wonach Benennungen von Straßen und öffentlichen Plätzen verboten werden, die mit der Geschichte und mit den äußeren Beziehungen der tschechoslowakischen Nation nicht in Einklang zu bringen sind. Das Gesetz ist ohne weiteres verständlich: denn daß ein neuer Staat der überdies eine Republik ist, nicht daran vorübergehen kann, daß die Beziehungen der Straßen einen Geist atmen, der mit seiner Staatsform unvereinbar, ist selbstverständlich; man soll in der Kosleggerstraße der monarchistischen Neuherrlichkeiten eher rücksichtslos vorrechnen. (Obwohl von einer „tschechoslowakischen Nation“ zu reden, ein lächerlicher Ueberschwanz, geradezu eine Fälschung ist: in der Tschechoslowakei lebt eine tschechische, eine slowakische, eine deutsche Nation; von der „Nation“ aber als politischem Begriff zu reden, ist eine Nachahmung der übelsten magyari-

sehen Gewohnheiten, die ja auch die Deutschen, die Slowaken, die Rumänen als „Ungarn“ klassifizieren wollten.) Gemäß jener allgemeinen Bestimmung erklärt das Gesetz insbesondere Benennungen für verboten, die an Personen erinnern, die eine feindselige Gesinnung gegen die tschechoslowakische Nation oder gegen die verbündeten Nationen bekundet haben, oder Ereignisse staatsfeindlichen Charakters in Erinnerung bringen. Wenn nun diese gesetzlichen Bestimmungen erklärlich und gerechtfertigt sein mögen, so hat die Praxis aus ihnen eine gehässige Schamane gemacht, die zum Schluß nicht weniger bedeutet, als daß die Deutschen in der Tschechoslowakei in der Schätzung ihrer geschichtlichen Gestalten und ihrer großen Künstler unter tschechische Vorurteilsdiktand gestellt werden. Die Tschechen schreiben den Deutschen vor, wen diese ehren dürfen und wen sie zu verwerfen haben.

So hat das Oberste Verwaltungsgericht der Tschechoslowakei die Benennung (in Asch): Bismarckstraße als verboten erklärt: die Person Bismarcks kann, abgesehen davon, wie sich die Beziehungen der von ihm faktisch besetzten Politik gegenüber der tschechoslowakischen Nation gestaltet haben mochten, notorisch wenn nicht als Repräsentant, so doch zumindest als ein Symbol einer bestimmten politischen Richtung angesehen werden, die als eine der tschechischen Nation feindselige und mit ihren äußeren Beziehungen unvereinbare gewertet werden darf — was im Grunde darauf hinausläuft, daß die Straße nach Bismarck nicht benannt werden darf, weil seine Politik vor fünfzig Jahren gegen das napoleonische Frankreich siegreich gewesen ist. Selbstverständlich wendet sich diese Argumentation nicht dagegen, daß Bismarck der Repräsentant einer höchst fragwürdigen Klassenpolitik im Innern, einer von der Geschichte verurteilten internationalen Machtpolitik gewesen ist; vielmehr wird den Deutschen verboten, sich die Männer ihrer Geschichte, die sie ehren wollen, selbst auszuwählen. Daß auch eine Josefsgasse verboten wurde, obwohl sie nachweisbar die Erinnerung an einen um die Stadt verdienten Josef Hergsch ist, wird von dem Obersten Gericht damit als gerechtfertigt erklärt, daß Josef II. eine der tschechoslowakischen Nation feindselige Gesinnung bekundet habe — dem nicht bloß die geschichtliche, sondern auch die Tatsache widerstreitet, daß die Habsburger allzeit schlechte Deutsche gewesen sind. Womit wird aber das Verbot der Kosleggergasse begründet? Es sei „allgemein bekannt“, daß Peter Koslegger „für einen Teil der deutschen Nation im ehemaligen österreichischen Staate als Repräsentant der auf die Germanisierung der tschechoslowakischen Jugend hinielenden Bestrebungen gegolten hat, durch dessen Verherrlichung die der tschechoslowakischen Nation feindseligen Bestrebungen zum Ausdruck gebracht werden sollen.“ Es wird also nicht einmal behauptet, daß Koslegger ein Vertreter von Germanisationsbestrebungen gewesen ist, wird doch nur erklärt, daß er dafür bei einigen Leuten gegolten hat; und das soll ein Grund sein, daß die Deutschen in der Tschechoslowakei ihn nicht ehren und verehren würden! In Wahrheit ist das aber ein laies Versteck, Koslegger war ein Dichter und hat für die Germanisierung der Tschechen nie geschwärmt, geschweige denn, daß sein Name, wie es das Gesetz sagt, daran „erinnert“; das Gesetz wäh von seiner „Geltung“ als „Repräsentant“ von „Germanisationsbestrebungen“ soll nur die Tatsache verhüllen, daß sich die Tschechen anmaßen, über die Größen der deutschen Literatur die Zensur auszuüben. Wie bei Koslegger könnte man dergleichen Helden einer „feindseligen Gesinnung gegen die tschechoslowakische Nation“ oder gar gegen die „verbündeten Nationen“ schließlich bei jedem deutschen Dichter herausfinden und die

öffentlich: Ehrung jedes deutschen Dichters verbieten.

Man soll solche Dinge nicht unterschätzen, denn für das Verhältnis der beiden Nationen in der Tschechoslowakei haben sie ohne Zweifel eine große psychologische Bedeutung; nichts weist die Menschen mehr als feindselige und überflüssige Schikanen. Wie sagt doch der Professor und Gesandte Rosta in seiner Betrachtung über „die Deutschen in Böhmen“ (Politische Bildung, Prag 1924): „Das tschechische Volk, das seit Jahrhunderten mit seinen deutschen Landesleuten zusammenzuleben geübt und sich dessen wohl bewußt ist, daß sie als ein wichtiger Faktor an der Geschichte seines Vaterlandes mitgewirkt haben und auch jetzt in dem neu errichteten Staate einen solchen Faktor darstellen, wird ihnen gewiß nichts vorzuziehen, was nur mit der Einheit und Sicherheit des neuen Staates vereinbar ist.“ Ein schöner und guter Grund; wie weit ist aber die offizielle tschechische Politik davon entfernt, ihn vor Augen zu halten und ihn zu befolgen!

Inland.

Deutsche und Tscheche...

Die Diskussion in der tschechischen Presse über die Frage der Teilnahme der Deutschen an der Regierung, beziehungsweise über die Frage der deutsch-tschechischen Verständigung, geht weiter. Die nationaldemokratische Presse sucht durch Steigerung des nationalen Hochdrucks die verfehllichen Stimmen in der tschechischen Linkspresse zu übertönen. Bemerkenswert ist, daß auch die agrarischen Hauptblätter „Venkov“ und „Bečer“ einen verfehllichen Ton anschlagen. Das Amtsblatt „Československá Republika“ sagt, daß dort, wo bis vor kurzem die Mehrheit der oppositionellen Parteien in einer antisozialistischen Front dagestanden seien, eine schwere Krise eingetreten sei. Fast alle Bestandteile der Opposition machen, nach dem Amtsblatt, eine Krise des Ueberganges von der Antisoziallichkeit zur Staatsfreundlichkeit durch. Dieser Uebergang werde aber Opfer verlangen und sei ohne Scheidung der Geister, ohne Mut zu bindenden und tapferen Worten und Taten nicht möglich. Das Amtsblatt findet, daß dieser Mut in der Opposition noch nicht da sei.

Auf deutscher Seite befaßt sich mit dem tschechisch-deutschen Problem die „Landpost“, welche ihre Betrachtung wie folgt schließt: Bekanntlich ist der größte Gegner einer Verständigung mit den Deutschen Minister-Pfarrer Sramel, dem Kramak getreue Sekundantendienstleister. Es gibt sogar Politiker, die den Sramel, den Sramel gegen die Deutschen empfindet, für größer halten als den Sramel des Dr. Kramak. Bald werden die beiden Herren einsehen müssen, daß sie in ein anderes Horn blasen müssen, wollen sie nicht ihren Staat ins Verderben reiten. Langsam aber mit stiller Sicherheit wendet sich das Blatt. Die äußere Lage wird für die Tschechoslowakische Republik immer ernster und sorgenvoller. Entschließen sie sich nicht jetzt noch beizeiten zur Umkehr zu rufen, versteht sie nicht die Zeichen der heutigen Zeit, dann wird sie sich in wohl nicht allzu langer Zeit vor Tatsachen gestellt sehen, die auch einen Kramak oder Sramel nicht erfreuen werden.

Abgeordnetenhaus — 4. September.

Das Abgeordnetenhaus tritt zu seiner ersten Plenarsitzung am 4. September zusammen. Es wird die vorbereiteten Finanzvorlagen den Ausschüssen zuteilen. Vorher — am 2. September — findet eine Sitzung des sozialpolitischen Ausschusses statt, die sich mit der Sozialver-

6 Der sibirische Erpreß.

Roman von Frank Heller.

Copyright by G. Müller, München.

Den Zeiten im Zimmer entlang liefen Galerien mit Eisenbarrieren; vom Boden erhoben sich lotrechte Eisenleitern bis zur obersten Galerie; über dieser wölbte sich die Glaskuppel, die an keiner Stelle mit der Galerie in Berührung kam. Und zu diesem ganzen großen Raum führten nicht mehr als drei Türen.

Zwei dieser Türen befanden sich in der Galerie des ersten Stockwerkes. Sie führten zu vier zusammenhängenden Zimmern. Das erste war ein Schlafzimmer, das zweite ein Baderaum, das dritte und vierte gewöhnliche Herrenzimmer. Die Möbel in allen vier Zimmern waren kostbar, aber verschliffen. Doch nicht die Möbel fesselten die Aufmerksamkeit. Sondern eine Eigentümlichkeit der Zimmer selbst. Sie bekamen ihr Licht durch die zwei Türen zur Galerie: alle gleichen vier Zellen.

Und die Eingangstür? Es gab eine Eingangstür; sie befand sich im Erdgeschoss. Sie glich an Dide und Schwere einer Kassentür; und sie hatte ein Schlüsselloch an der Innenseite, aber keinen Schlüssel.

Der Boden in den Zimmern des ersten Stockwerkes war mit Kavierten, Büchern und Zeichenmaterial bedeckt. Alles lag hinterbunt durcheinander, wie von einem Taifun herumgewirbelt. Aber was die Aufmerksamkeit eines zufälligen Besuchers erregt hätte, waren nicht diese verstreuten Bücher und Papiere. Es war ein Gegenstand, der zwei Drittel des Raumes von Wand zu Wand einnahm, der fast bis zum Boden herabreichte und sich fast bis hinauf zur Glaskuppel erhob. Und dieser Gegenstand war ein ungeheurer Erdglobus. Es war ein Globus von fast fünfzehn Meter

Durchmesser, an einer mehr als armdicken Stahlachse schwebend, die am Boden und an einem eisernen Stativ der Glaskuppel befestigt war. Aus der Nähe gesehen — und man mußte ihn aus der Nähe sehen, denn er füllte fast den ganzen Raum aus — machte er einen phantastischen, einen überwältigenden Eindruck. Man hatte die Illusion, einen Planeten zu sehen, nicht das Abbild eines Planeten. Die Pole leuchteten eisalt weiß; an den Küsten der Polarländer wuchs das erste schwache Moosgrün; Auflands Steppen gingen in Skandinavien Nadelwaldgürtel über, die Urwälder Südamerikas verflochten ihre Äste von den Anden bis zum Atlantischen Ozean; von den gelben Sandmeeren der Sahara und Gobi wurde die Wüstenzone in unbarmherzigen Strahlen zurückgeschleudert; die blauen Ozeane blinkten; grüne Inseln und weiße Korallenriffe entstiegen ihrer schwindelnden Tiefe. England erhob sein abweisendes Profil gegen Europa, und Japan lag zum Sprung gegen Asien gebückt. Die Landgrenzen, in Blut gezeichnet, zogen ihre trennenden roten Striche, und Flüsse und Eisenbahnen, die die Völker vereinen, schlängelten sich über Grenzen und Kontinente. Dies war der Globus. Ninos um ihn ging ein vorklingender Gürtel aus Eisen, der an den Ring des Saturn erinnerte, und in seinem Schatten stand der älteste Mann mit dem Sternraden. Er war nicht in Betrachtung vor dem Globus, diesem speculum orbis terrarum verfunken. Er fuhr herum wie ein Raufender. Der ganze Raum war in elektrischem Licht geholt; aber als wäre das nicht genug, hatte er eine Sandlaterne mit schwarzem, weichen Strahl, der sich damit leuchtete er in alle Winkel und Ecken. Hier und da stieß er mit lauter Stimme einen und denselben Ruf aus.

Es kam keine Antwort. Der Mann mit dem Sternraden versperre die Einwandstür mit einem sonderbar geformten Schlüssel, befestigte die Lampe an einem Gürtel um den Leib und huschte

mit überraschender Geschwindigkeit die eiserne Leiter zur ersten Galerie hinauf. Er durchsuchte die vier Zimmer, die auf die Galerie gingen, fand das, was er suchte, nicht, und kletterte weiter zur zweiten und dritten Galerie. Beide Galerien waren voll Bücher und Papiere, aber obgleich er sie nach rechts und links forstieß, fand er noch immer nicht, was er suchte. Die ganze Zeit stieß er ein und denselben Ruf aus. Endlich blieb er stehen, ein Taschentuch an die Stirn gedrückt, und plötzlich wurde er zusammen. In sein Gesicht kam ein Ausdruck, als wollte er seinen Sinnen nicht trauen. Und doch hatte sich nichts Besonderes ereignet. Nichts anderes hatte sich ereignet, als daß er soeben einen leichten Luftschau auf seiner Stirn verspürt hatte.

Er hob den Kopf und sah nach der Glaskuppel. Das nächste, was er tat, war, sich die eiserne Leiter herunterzustürzen, mit noch größerer Hast, als er sie hinaufgklettert war. Das nächste, die große Tür zu öffnen, die zur Außenwelt führte, und sie hinter sich zu versperren. Da lag ein Vorraum und in diesem Vorraum befand sich ein Telephon. Er lief zum Apparat, klingelte wohnsinnig, rief eine Nummer, mußte warten, fluchte laut, wurde endlich verbunden und erhielt einen Bescheid, bei dem er vor Gemütsregung von einem Fuß auf den anderen sprang. „Fort? Er ist fort?“

„Ja. Wer spricht?“
„Goldschmidt! Hören Sie nicht! Goldschmidt! Ich spreche. Wann kommt er zurück?“
„In einer Woche.“
„Wo kann ich ihn jetzt treffen, gleich?“
„In Warschau.“
„Wo, in Warschau?“
„Das weiß niemand. Ist es etwas Wichtiges?“
„Ob es etwas Wichtiges ist! Und ob! Herr Paul ist — Herr Paul hat — nein es ist — es ist um —“
Der Mann mit dem Stiergesicht läutet ab,

läutete wieder an, rief eine neue Nummer, mußte warten, fluchte wieder und wurde endlich verbunden.

„Der Professor. Ich muß mit dem Professor sprechen.“
„Der Herr Professor ist nicht zu sprechen. Am allerwenigsten um diese Zeit.“
„Er muß zu sprechen sein.“
„Er ist nicht zu sprechen.“
„Er muß zu sprechen sein —“
„Ich bin seit sechzehn Jahren der treue Diener des Herrn Professor, und ich garantiere Ihnen, daß —“
„Und ich garantiere Ihnen Ihre sofortige Entlassung, wenn Sie nicht das tun, was ich sage. Hören Sie!“
„Der Herr Professor hat ausdrücklich verboten — was soll ich sagen?“
„Sie sollen sagen: Himmelfahrtskanal vierzehn! Aber Sie sollen es sofort sagen, hören Sie, sofort!“
„Himmelfahrtskanal vierzehn? Was soll das heißen. Himmelfahrtskanal vierzehn?“
„Das soll heißen, daß, wenn Sie es nicht sofort dem Professor sagen, Sie morgigen Tages auf der Straße stehen, das garantiere —“
Der Mann mit dem Stiergesicht merkte, daß niemand mehr seinen Drohungen Gehör schenkte. Satten sie gewirkt? Er wartete, lebend vor Ungeduld. Endlich kummt das Telephon.
„Ist da Goldschmidt? Was ist denn los?“
„Ist da Professor Freundenthal? Gott sei Dank!“
„Was ist geschehen?“
„Was geschehen ist? Das Schlimmste, das geschehen konnte. Er ist fort!“
Die Stimme am anderen Ende des Telephons wiederholte langsam: „Er — ist — fort —? Das ist nicht wahr.“

(Fortsetzung folgt.)

sicherung befaßt wird. Die erste Vorlage, die im Plenum des Hauses zur Verhandlung gelangt, wird die Kriegsanleihe sein, sodann kommt die Sozialversicherung ins Plenum und schließlich die anderen Vorlagen. Die Sozialversicherung soll bis zum 12. September vom Hause angenommen sein. Das Haus bleibt bis zum 20. September beisammen. Die erste Plenarsitzung des Senates ist auf den 15. September einberufen.

„Djor“ bespricht die Frage der Reorganisation des Bodensatzes. Armar verlangt dessen Liquidierung und die Zurückführung der Agenda des Amtes an das Ministerium. Die sozialistischen Vertreter wollen die Verwandlung des Amtes in ein selbständiges Ministerium. Sramel und Sockla hingegen seien für die Erhaltung des Amtes, nur mit dem Unterschied, daß Sramel eine stärkere Vertretung für seine Partei verlangt als bisher. Der „Djor“ erwartet, daß die Forderungen der Volkspartei auf Kosten der Nationaldemokraten erfüllt werden, die ohnehin bisher „in dem genannten Amte nur aus Gnade geduldet werden“. Schwere sei die Gefahr in der Budgetfrage. Die „Reife“ stünne im allgemeinen einer Reduzierung zu, aber die einzelnen Klubs werden angeblich schiverlich ihre Zustimmung geben. Selbst die nationaldemokratische Partei fürchtet, daß sie selbst den Vorschlag ihres eigenen Ministers nicht werde annehmen können. Wer bei dem neuen Sturm in der Koalition befißt und aus ihr ausgeschaltet werden wird, sei bisher unklar.

Deutschnational-kommunistische Einheitsfront.

Die „Sudetendeutsche Tageszeitung“, das — mit Respekt zu sagen — führende Blatt der Deutschnationalen, gibt heute gestern unter großem Titel und mit fetten Lettern als Beweis für den „Arbeiterrat der internationalen Sozialdemokratie“, bezogen in London, einen Artikel der Pariser kommunistischen „Humanität“. Die Deutschnationalen, die eben jetzt wieder mit hohem Haxardspiel um Deutschlands Geschick und um die Befriedigung der Welt angeht, sehen also in den Kommunisten, deren „Argumente“ sie zu den ihren machen, ihre natürlichen Bundesgenossen. Die „Humanität“ als Kronzeugin der Sudetendeutschen — das sagt alles.

Hakenkreuzler rügen den Hakenkreuzler Knirsch. Die Wiener deutschnationale „Deutsch-österreichische Tageszeitung“ greift den nationalsozialistischen Abgeordneten Knirsch wegen seiner Auffiger Rede an, aus der das Blatt ersieht, daß die deutschen Nationalsozialisten ihre Front ändern und sich der deutschen Arbeitsgemeinschaft nähern. Das Blatt fordert Knirsch auf, gegen die Ausleger, welche seiner Rede einen aktivistischen Sinn geben, aufzutreten. — Man kann neugierig sein, wie Herr Knirsch, dessen Schwankung für jedermann klar zutage liegt, diese Rüge aus engsten Freundeskreisen aufnehmen wird.

Der Vollzugsausschuß der tschechischen Nationalsozialisten hat nach einem vom Minister Stříbrný erstatteten Referat die beantragten Maßnahmen gegen die Teuerung genehmigt. Minister Franko gab in seinem Referat eine Schilderung der Wirtschaftslage, bezeichnete die Mittel, die jeder unberechtigten Teuerung einen Riegel vorschoben würden und erklärte, daß die Regierung eine Preiserhöhung beim Weizen nicht zulassen werde und daß sie sich mit den über die Initiative des Versorgungsministeriums zu ergreifenden Maßnahmen gegen die Teuerung befaße. Diefes Referat wurde genehmigt.

Sockla rütel. Das amtliche Preßbüro verlor Freitag vormittag fand beim Regierungschef eine Konferenz im Beisein der Vorsitzenden beider Kammern der Nationalversammlung statt. Die Beratungen betrafen den Schluß der Frühjahrstagung im Abgeordnetenhaus, die wahrscheinlich in der ersten Septemberwoche beginnen wird, sowie die Vorbereitungen für die Herbsttagung. Die Beratungen werden in den nächsten Tagen fortgesetzt.

Prasels Reitmanläufe. „Moravské Noviny“ melden aus Prag, daß Senator Prasel und der Präsident der Slowakei Landwirtschaftskammer Baca den Umläuf „Lopoz“ anzukämpfen beabsichtigen. Die Verhandlungen seien indes noch nicht beendet.

Ausland.

Gibt es denn keine Irrenanstalt in Deutschland?

Die Deutschnationalen können nicht genug Schimpfworte finden, um ihrer Entrüstung gegen das Londoner Abkommen Ausdruck zu verleihen. So hat Dr. Dinter, dem in Verhofsaal von seinem früheren Hauptmann das Zeugnis der Feigheit ausgestellt wurde, in Weimar die Vertreter Deutschlands auf der Londoner Konferenz als „Voll- und Hochverräter“ beschimpft, die an den Galgen gehören.“

Au dieser Beschuldigung Dinters äußert sich Dr. Robert Dell, ein englischer Journalist in der „Frankfurter Zeitung“ und sagt: „Während des Krieges haben wir sehr viele „Verräter“ in England gehabt, die tatsächlich zu bestreiten wagten, daß das ganze deutsche Volk eine Nation von „Dunnen“ und Wilden sei. Heberdies wollten sie sogar den Frieden herbeiführen. Was noch schlimmer ist, sie wünschten, als der Feind geschlagen war,

ihm anständige Friedensbedingungen zu geben und protestierten gegen die Friedensbedingungen, die ihm auferlegt wurden. „Nun wohl, was haben die Engländer mit diesen „Verrätern“ gemacht? Sie haben sie in die Regierung gerufen. Und jetzt, wo die „Verräter“ sich in der Regierung befinden, zeigen sie noch dazu, daß sie ihren „Verrat“ nicht bereuen; denn sie machen noch immer den Versuch, Europa den Frieden zu geben.“

Dell verweist dann darauf, daß es solche „Verräter“ auch während des Burenkrieges in England gegeben hat, die dann in die Regierung berufen wurden und Transvaal vollständige Selbstregierung gewährten. Zum Schluß sagt Dr. Dell:

„Die Berichte über den Völkischen Parteitag in Weimar werden für alle Feinde Deutschlands überall in der Welt eine angenehme Lektüre sein. Sie sind natürlich sofort nach Amerika gedrachtet worden, wo sie zweifellos in die Augen des Material für Zeitungsartikel abgeben werden, in denen erklärt wird, daß Deutschland noch immer eine Gefahr für den Weltfrieden sei. In der Tat, was werden die Menschen im Ausland sagen, wenn sie die Ansprachen eines Ludendorff, eines Reventlow und eines Dinter lesen? Was werden sie sagen, wenn sie hören, daß diese Ansprachen im Weimarer Nationaltheater vor den Denkmälern

Goethes und Schillers gehalten wurden? Ich glaube, sie werden sagen: „Gibt es denn keine Irrenanstalt in Deutschland?“

Reif fürs Irrenhaus wären die deutsch-nationalen Kriegsbegier schon lange. Ob es aber genug Anstalten zur Unterbringung der blutdürstigen Schreier und gewissenlosen Heher gibt?

Wahlreform im Reich. Anlässlich der allem Anscheine nach bevorstehenden Reichstagsneuwahlen gewinnt der Gesetzentwurf über die Abänderung des Reichswahlgesetzes, der gestern vom Reichsrat verabschiedet worden ist, besonderes Interesse. Die wesentlichen Bestimmungen des Gesetzes sind folgende: Die Abgeordnetenzahl wird auf 399 festgelegt, während sie bisher bekanntlich veränderlich war; auf je 75.000, statt wie bisher auf 60.000, soll ein Abgeordneter entfallen. Auf alle Fälle wird aber sichergestellt, daß 399 Abgeordnete gewählt werden. Die Wahlkreise werden verkleinert, so daß ein Kreis im allgemeinen etwa 380.000 Einwohner enthalten soll. Die Wahlvorschläge sollen nicht mehr in Form von langen Listen aufgestellt werden, sondern jede Liste darf höchstens zwei Bewerber enthalten, wodurch der Grundgedanke der Persönlichkeitswahl im Gegensatz zur Listenwahl wieder zur Geltung kommt.

Weg und Ziel der neuen Schule.

Eine machtvolle Volksversammlung in Leipzig. — Genosse Otto Glödel aus Wien als Redner.

Donnerstag fand in Leipzig eine große Versammlung statt, in der Gen. Otto Glödel über das obige Thema referierte. Eine halbe Stunde vor dem angefangenen Beginn war der große Saal im Hotel „Imperator“ dicht gefüllt. Die Versammlung war von der Bez. Org. Leipzig unserer Partei und von der Bez. Org. Leipzig des Reichsverbandes sozialistischer Lehrer und Erzieher einberufen.

Gen. Fachlehrer Heinrich Herget (Leipzig),

der Obmann des sozialistischen Lehrerverbandes, eröffnete als Vorsitzender den Abend mit folgender Ansprache:

„Heute können wir nach dem sechsjährigen Bestande der tschechoslowakischen Republik ein Urteil darüber abgeben, ob und wie weit der neue Staat in der Schulgesetzgebung die Idee der Demokratie erfüllt hat. Fünfzig Jahre lang war für das Schulwesen des alten Oesterreich das 1809 gegebene Reichsschulgesetz bestimmend, das nicht nur nie verbessert, sondern — besonders durch die Schulgesetznovelle vom Jahre 1881 — unter dem Einflusse bürgerlich-kerikaler Machtentfaltung immer mehr verschlechtert wurde. Im Jahre 1918 erwarteten nicht nur die Fachleute, sondern auch das Volk endlich fruchtbarere Reformen. Leider vergebens. Einzelne Gesetze wurden erlassen (das Minderheitsgesetz, das neue Schulgesetz u. a.) — aber

bis heute hat die demokratische Republik kein wirkliches Schulprogramm entwickelt,

und solange die Realisation in dieser Form besteht, ist wohl auch kein Schulprogramm zu erwarten. Es ist heute nicht unsere Aufgabe, über die Schulreform in diesem Staate zu sprechen; aber betont muß werden, daß die unerläßliche wichtige Vorbedingung für jede Art der Schulreform die Herabsetzung der Schülerzahl in einer Klasse ist. Die Ueberfüllung der Klassen in meist ohnehin unzulänglichen Schulräumen gefährdet die Gesundheit des Kindes, macht jede Hygiene des Schullebens unmöglich, erstickt jede Individualisierung des Unterrichts, fordert geradezu den Drill und macht die Schule zur Kaserne. Und wie hat hier am Anfang jeder Schulreform die Republik ihre Pflicht aufgefaßt? Immer noch gilt 89 als Höchstgrenze der Schülerzahl in einer Klasse — erst nach Jahren soll sie auf 70 und 60 abgebaut werden! (Allgemeine Entrüstung.) Damit hat sich unser Staat an die letzte Stelle aller Staaten Europas gestellt! Schon 1899 gab es in Dänemark höchstens 37, in England höchstens 50 Kinder in einer Klasse. Eine zweite Vorbedingung ist die materielle Lage des Lehrerstandes. Im alten Oesterreich waren wir Lehrer die viel verspottesten beleidigten Parasiten aller im Dienste des Staates tätigen und erwerbenden Berufe.

Die tschechoslowakische Republik hat diese jahrzehntelange Schande scheinbar aus der Welt schaffen wollen und gab den Lehrern durch das Paritätengesetz dieselben Bezüge wie den Staatsbeamten mit gleicher Vorbildung. Freundliche Hoffnungen besetzte damals alle Lehrer — sie wollten ja nichts anderes, als endlich einmal die ganze, ungeheilte Arbeitskraft in den Dienst der Erziehung der Kinder ihres Volkes stellen können. Aber nicht lange währte dieser Traum! Heute sind die Lehrer wieder die Parasiten, wieder dem bettelhaften Nebenerwerb ausgeliefert, oder dem Hunger, der wirtschaftlichen Verflachung preisgegeben. Damit ist auch die zweite Voraussetzung zu jeder Schulreform zerbrochen: denn solange man den Lehrer nicht geblidlich unabhängig macht, daß er frei von materiellen Sorgen, froh und gesund seine ganze Kraft der Schule widmen kann — solange bleibt jede Reform auf dem Papier als leere, leblose Verordnung. —

Heute können wir einen leben Gast begrüßen; einen Genossen aus dem „besiegten“ Oester-

reich. Er ist auch Lehrer und war auch in unserer Heimat als Lehrer tätig und er wird Ihnen erzählen, wie er in unserem Nachbarstaate als Pflicht republikanischer Demokratie die Schule reformiert hat.“

(Ganganhaltender Beifall dankt dem Vorsitzenden und begrüßt den

Gen. Otto Glödel,

der das Rednerpult bestiegt.)

Der Beifall verstummt, ein Scherzwort voll launigen Humors zerbricht die fremde Spannung und schafft sofort die brüderliche Gemeinsamkeit zwischen den Hunderten und dem Einen, der nun zu sprechen beginnt:

„Gnade Einladungs, Ihr lieben Genossen, hat mich herzlich gefreut! Nicht nur wegen des Themas — woz das Herz voll ist, daß geht ja so gern der Mund über — sondern wegen des Gedankenanstausches zwischen Brüdern; und wir sind doch nicht fremd zueinander, sind doch Brüder, die der gleiche Stamm, das gleiche Wollen, das gleiche Ziel verbindet und der gleiche Schlag aus gleichem Herzen ist doch stärker als Staatsgrenzen und Friedensverträge. (Herzlicher, langer Beifall.) Darum glaube ich, daß ich als alter Bekannter zu Euch komme!“

Seht, liebe Genossen, wenn auch von nationalen und kapitalistischen Gewalten erzwungen, unsere Wege ein wenig auseinandergingen, so vereinigt uns doch immer

der Glaube an eine bessere Welt der neuen sozialen Ordnung.

Auch für die Sozialdemokratie Deutsch-Oesterreichs war ein entscheidender Wendepunkt gekommen, als die ohne Liebe und Leidenschaft zusammengebratene Monarchie zusammenbrach. Als die Disziplinlosen, nur auf das eine Ziel Rache schauenden Truppen aus dem Fronland zurückkehrten und sich die bürgerlichen Mordheher — Nationale und Alerikale — verkrochen aus Angst vor gerechter Entgeltung: damals mußte sich die Reife der Sozialdemokratie erwäuen. Wir mußten unsere Stärke abwägen und wir wählten prüfen, ob wir die Kraft haben, eine Räterepublik zu errichten. Wir mußten führend eingreifen in das Geschick des zerstückelten Staates. Aber wir wußten, daß wir nicht stark genug waren, wir erkannten die hinter dem Augenblickserfolg drehende Hungersnot, wir sahen, wie in Bayern und Ungarn die furchtbarste Reaktion allen überstürzten sozialistischen Staatsversuchen folgte und erkannten, daß auch in Deutsch-Oesterreich eine Räterepublik nicht haltbar war. Aber wir haben trotzdem manches erreicht und haben viel von dem historischen Gerümpel befreit. Es ist das unvergängliche Verdienst unseres Dr. Karl Krenner, daß er durch die Entschlossenheit und Zielbewußtheit sozialistischer Staatsarbeit in Oesterreich den freiesten Staat von Europa geschaffen hat. Der zweite bedeutende Erfolg war die durch Dr. Deutsch durchgeführte Umwandlung des Heeres in eine Volkswehr. Und dann kamen die Sorgen des Tages. Die Arbeitskraft des Arbeiters mußte geschützt werden. Von un- vergänglichster Bedeutung sind die sozialen Gesetze unseres Genossen Hanusch (Nachtstunden, Betriebsrätegesetz, Arbeiterurlaube usw.). Diesen dringendsten Maßnahmen, die der Augenblick erforderte, folgte nun die Sorge für die Zukunft. Die erblickten wir darin, die Welt von der furchtbarsten Erbfinde der Menschen, dem Kriege, zu befreien und den Kindern mit einer besseren Zukunft auch die Möglichkeiten einer

unserer Genossen Hanusch (Nachtstunden, Betriebsrätegesetz, Arbeiterurlaube usw.). Diesen dringendsten Maßnahmen, die der Augenblick erforderte, folgte nun die Sorge für die Zukunft. Die erblickten wir darin, die Welt von der furchtbarsten Erbfinde der Menschen, dem Kriege, zu befreien und den Kindern mit einer besseren Zukunft auch die Möglichkeiten einer un- vergänglichster Bedeutung sind die sozialen Gesetze unseres Genossen Hanusch (Nachtstunden, Betriebsrätegesetz, Arbeiterurlaube usw.). Diesen dringendsten Maßnahmen, die der Augenblick erforderte, folgte nun die Sorge für die Zukunft. Die erblickten wir darin, die Welt von der furchtbarsten Erbfinde der Menschen, dem Kriege, zu befreien und den Kindern mit einer besseren Zukunft auch die Möglichkeiten einer un- vergänglichster Bedeutung sind die sozialen Gesetze unseres Genossen Hanusch (Nachtstunden, Betriebsrätegesetz, Arbeiterurlaube usw.).

folen hingestellt wird, es ist aber auch nicht jene Vollkommenheit, als die es von sozialdemokratischer Seite angeschaut wird. Wie alles, liegt auch unsere Schulreform in der Mitte.

Die Schule hat innerhalb der Demokratie eine ganz andere Stellung.

Der monarchistische Absolutismus mußte trachten, die Massen zu beherrschen und durfte ihnen daher als Bildung nur soviel vermitteln, als unbedingt notwendig war. Aber wir mußten uns fragen: Was nützt die demokratische Freiheit, wenn die Masse davon nicht Gebrauch machen kann? Das ist die Republik ohne bewußte, innerlich wirklich freie Republikaner? Zuerst muß man die Masse erziehen und schon die Kinder zu Demokraten machen. Im Jahre 1896 war das Reichsschulgesetz ein gewaltiger Erfolg. Aber nach fünfzig Jahren mußte es veralten. Das hat man vergessen. Ja, man hat noch mehr vergessen. Man hat auch vergessen, daß in die Schule Kinder gehen, daß diese Kinder Eltern haben und daß in der Schule vernünftig denkende Lehrer sind. Man hat das ganze Leben der Schule und den Unterricht eingeschmürt in einen detaillierten Lehrplan und hat geglaubt, in Allen die Entwicklung der Zeit und des Denkens und des Lebens bestimmen zu können. Als wir in Deutsch-Oesterreich eine Regierungsmehrheit inne hatten, da haben wir in der Schulreform manches machen müssen, was ich unter anderen Umständen nicht durchgeführt hätte. Wir mußten die Zeit nützen, denn hinter uns stand immer der drohende Gedanke, morgen schon könnte ein anderer kommen, der das nicht mehr tut. Wir mußten also unsere Schulreform so einrichten, daß später nicht mehr allzuviel daran verbrochen werden konnte.

Was ist Schulreform?

Schulreform ist Anpassung der Schule an das Leben, an die wissenschaftliche Forschung und an die Natur des Kindes. Die experimentelle Psychologie hat uns gelehrt, daß das Kind außerordentlich scharf beobachtet, daß es denkt und daß es auch ein schöpferischer Mensch ist. Auf diesen drei Grundlagen ist unsere Schulreform aufgebaut. Hat das Kind früher aufgehört zu beobachten, ist es müde geworden zu denken und freudlos an der Arbeit, so mußte unsere Reformbestrebung darauf zielen, die Beobachtungsgabe des Kindes systematisch zu schulen, die Denkfähigkeit desselben auszubilden und Lernfreude zu erzielen. Daher haben wir aus der früheren Lernschule eine Arbeitsschule gemacht. Wir geben dem Lehrer nur das im Laufe des Jahres zu erreichende Ziel, aber der Weg, auf dem er es erreichen will, ist ihm völlig freigestellt. Auf Lehraussagen geht der Lehrer mit den Kindern geistig einlaufen und das Gesehene, das Erlebte, das Beobachtete wird dann im Unterrichte verarbeitet. Dadurch wird der Unterricht interessant und kindertümlich. Aus solchen Kindern werden aber auch reife Menschen, die auf ihre eigene Kraft vertrauen. Die Kinder lernen nicht nur mündlich über das Erlebte zu berichten, sondern im freien Aufsatze darüber urteilen und frei zu schreiben. Im freien Schreiben üben sie sich darin, auch geistlich das Erlebte darzustellen und im Arbeitsunterricht (Bauerschneiden, basteln, modellieren) lernen die Kinder die plastische Darstellung und auch Geschmack. Und nun kommt das fruchtbarste unserer revolutionären Schulreform: Wir haben keinen Stundenplan. Bei uns wird nicht mehr unbedingt von acht bis neun gerechnet, von neun bis zehn Diktat geschrieben usw., sondern der Unterricht knüpft an die Erlebniswelt des Kindes so an, daß er im Mittelpunkt ihres Interesses steht. Dieser Unterricht quält nicht mehr die Kinder, sondern gibt ihnen Lernfreude. Und dem Lehrer gibt er in Stunden wirklichen Gemisses Lehrfreudigkeit. Allerdings fordert diese Arbeit in der Schule viel mehr Hingabe und Aufopferung des Lehrers. Aber zum Lehrer muß man geboren sein. Der Lehrer muß Idealismus haben, weil er jung leben muß, um die kindliche Seele verstehen zu können. An dem Erfolg unserer Schulreform haben neben den unermüdeten Fachleuten vor allen Dingen auch die Elternvereine mitgeholfen. 54.000 Eltern sind organisiert und ihre Opferwilligkeit für die Schule und die Kinder ist beispielgebend.

Und nun, liebe Genossen, will ich Ihnen noch kurz erzählen, wie weit wir heute mit der

Schulreform im roten Wien

gekommen sind.

In Wien konnten wir uns mit unserer Schulreform Zeit lassen, denn die Zweidrittelmehrheit unserer Partei gab uns die Gewähr, daß nicht so bald eine Aenderung der Verhältnisse eintreten könnte. Mit Stolz dürfen wir heute sagen, daß Wien das beste Schulwesen von Europa besitzt. 9.685.000 Kc. zahlt Wien jährlich, um allen Schulkindern frei und unentgeltlich alle Lehrmittel zur Verfügung zu stellen. An Stelle des Lesebuches haben wir die Klassenlektüre eingeführt und wir geben jedem Kinde hundert Bücher in die Hand, um in ihnen die Freude am Buche zu erwecken. Das kostet der Stadt abermals 3.096.000 Kc. Alle Bibliotheksbücher patriotischen, kriegerischen, süßlich-sentimentalen, verlogenen Inhaltes, habe ich einstampfen lassen. Für Kinder, die durch Krankheit gezwungen waren, der Schule fern zu bleiben, wurde ein eigener Nachholungsunterricht eingerichtet. Vierzig Schulen für Schwachbegabte und 140 Schulen für Kinder mit geschwächten Sinnen wurden errichtet. Besonders begabte Schüler finden kostenlose Förderung und ungefähr 4000 Kinder erhalten unentgeltlichen Violinunterricht. In unseren Klassen beträgt die Höchstschülerzahl im Durchschnitt 29 Kinder. Wir

haben keine Klasse abgebaut und nicht einen Lehrer entlassen. Unsere Lehrer erhalten die besten Gehälter vom ganzen Kontinent. Neben diesen Reformen gehen solche der Jugendfürsorge, des schulärztlichen Dienstes, der Ausbreitung der Kinder, des Ausbaues der Schulbäder, usw. einher. Der Übergang zur Einheitschule bis zum vierzehnten Lebensjahre wurde versuchsweise eingeführt und wir hoffen, durch die günstigen Resultate bestärkt, diese Vereinheitlichung des Bildungswesens allgemein durchzuführen zu können.

Und nun die große Frage: Woher hat Wien das viele Geld genommen?

Als die Sozialdemokraten die Stadt übernahmen, waren die Finanzen derselben vollständig herabgewirtschaftet: Nun, wir gingen nicht wie Herr Seipel nach Genf, um gegen Preisgabe unserer Freiheit fremdes Geld zu erhalten, sondern wir nahmen es, wo es ganz nahe und in Ueberflus zu finden war: Lustbarkeitssteuer, Renn- und Wettsteuer, Spektakelsteuer, Besteuerung der Fußballwettspiele, Park- und Nachtlokalen, Besteuerung des Feuertages und die Hauspersonalabgabe haben die Milliarden eingebracht, die wir zur Schulreform notwendig brauchten. Damit hat Wien den Beweis erbracht, daß auch innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung sozialistische Finanzmaßnahmen möglich sind. Wir haben gezeigt, daß es möglich ist, vom Ueberflus der Reichen zu nehmen, um den Armen bei der Menschwerdung zu helfen. Freilich hatten wir es in Wien verhältnismäßig leicht: Wien ist autonom, besitzt eine verlässliche und starke Zweibrustwehr: Sozialdemokraten und vor allem ein einiges Proletariat.

Bei uns gibt es keine Spaltung in linke und rechte Gruppen: Die Wiener sind selbstbewußte, treue Sozialdemokraten. (Zanger, Lehmann, Weisfall.)

Und in der Verwaltung der Stadt stehen einander nur zwei Mächte gegenüber: die schwarze und die rote. Das ist eine klare Rechnung.

Liebe Genossen! Wir haben das Glück und den Fluch, Zeitgenossen einer Schicksalswende der Welt zu sein. In Serbien klagt eine Witwe; sie hört, daß die Deutschen ihren Mann erschlagen haben; sie soll hassen, hassen! in Frankreich lebt ein Krüppel; er hört, daß die Deutschen seine Glieder zerbrochen haben, er soll hassen, hassen! Und in England schmachtet elend und verlassen eine Witwe; sie hört, daß die Deutschen ihr die Eltern geraubt haben, sie soll hassen, hassen! Und sie hassen alle drei. Aber einmal muß doch die Frage erwachen: Was nützt dieser Haß? Und wenn diese Frage laut wird, dann können wir hoffen, daß endlich die furchtbare Lebenslüge zerbricht, daß es Besiegte und Sieger in diesem Kriege gegeben hat. Die Witwe in Serbien, der Krüppel in Frankreich und die Witwe in England werden sehen, daß der Haß nicht Tote erweckt und nicht die Gesundheit wiederbringt und dann werden sie auf den Semmering schauen, wo die Reichen im Ueberflus alles genießen, was die Welt nur immer an Genuß zu geben hat und sie werden fragen: Sind wir Sieger, sind wir Besiegte? Und als Antwort auf diese Frage der Verzweiflung muß die Erkenntnis kommen

daß es keine Sieger und Besiegte gibt diesseits und jenseits der Grenzen von Staaten, sondern daß überall der Kapitalismus gesiegt hat und daß überall die Arbeiter, die Ausgebeuteten, die Besiegten waren.

Glaubi mir, liebe Genossen, es geht vorwärts in dieser Erkenntnis. An England, Dänemark und Frankreich lernen wir, daß der Gedanke des Völkerverstehens doch einmal die Herzen erfassen wird. Braucht ihr da zu verzweifeln? Seid ihr nicht Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute? Gehören wir nicht alle zur großen, weltumfassenden Idee des freien, gleichen Menschentums? Aber unermüdetlich arbeiten müssen wir auf dem Wege, der ihm entgegenführt! „Schulreform im Kleinen. Sozialismus im Großen: das ist in Wahrheit auch nationale Kultur. Nur einer Pflicht müssen wir noch stets eingedenk bleiben: das Vermächtnis zu hüten, das uns die Toten dieses Krieges hinterlassen haben: Nie wieder Krieg! Nichts wir also unseren Blick in das Vergangene und in das Kommende und darum rufe ich Euch zu das Wort der Glorie: „Die Toten beweine ich, die Lebenden rufe ich!“

Dieser Bericht kann nur das Gerüst des Vortrages Otto Glöckels wiedergeben. Belebt war es von Beispielen aus der Praxis des österr. Schulwesens und durch einen herzerquickenden Humor. Als aber zum Schluß Otto Glöckel den Rahmen seines Themas verließ und als der Sozialdemokrat des Nachbarstaates im Saale sprach und die Seele des Menschen aufwühlte zu dichterischer Erhabenheit, da entflammten an seinen Worten die Herzen und als er schwieg, jubelte ihm ein nicht endemüllender Beifall minutenlang zu. Der Vorsitzende Genosse Fachehrer Herget ließ keine Wechselfarbe eintreten, um den weisevollen Ausklang des unbergänglich schönen Abends nicht zu zerreissen. Er sagte dem Genossen und Freunde Otto Glöckel Dank und rief ihm im Namen aller zu: „Auf Wiedersehen!“

Das wunderschöne Große dieses Abends haben wir alle im Herzen heimgetragen; wir wol-

len es bewahren als den nachleuchtenden Schein eines Sonntagmorgens, glücklich und stolz in dem Wissen, daß in uns allen das heilige Feuer brennt, das flammend aus Glöckels Worten schüma. Wir wollen sie sparend hüten die Feuer-

der Begeisterung, des Glaubens und des Willens — bis zur Stunde, die des Schicksal dieser Welt entscheiden wird im letzten großen Endkampf der Erde. Der letzte Sieg, der ihm folgt, heißt: Sozialismus!

Wer schützt Gray?

Der Hochkapitän ein amerikanischer Handelspion? — Die Prager Polizei schweigt und die polnischen Hausfreunde Grays reden nicht.

Die Wiener „Stunde“, die sich in einer längeren Darstellung mit der Tätigkeit des in Prag mit so großem Erfolg aufgetretenen Hochkapitäns Gray, rechte Goldgrube, befaßt, weiß zu melden:

Sarrh Gray macht alles.

Er (Gray) trat als Sanierer der Tschechoslowakei auf, bot verschiedenen Unternehmungen große Dollarcredite an und verhandelte mit den prominentesten Persönlichkeiten der Republik. Er wendete sich unter anderem an das tschechoslowakische Mühlenministerium und erbot sich, sämtliche tschechoslowakischen Großmühlen für seine Auftraggeber zu kaufen. Er pflog Verhandlungen mit der Prager Kommerzbank und der böhmischen Unionbank und bot der ersteren Bank einen Dollarredit von 200 Millionen Dollar, der letzteren von 50 Millionen Dollar zu sehr billigen Bedingungen an. Außerdem erklärte er sich bereit, in New York zu erwirken, daß den tschechoslowakischen Städten Prahburg, Kaschau und Eger ebenfalls große Dollarcredite gewährt werden.

Das Blatt befaßt sich denn mit der Prager privaten Tätigkeit Grays und schreibt weiter:

Unter den Geschädigten, die zu eruierten wir in der Lage waren, befindet sich das Bankhaus Petschek in Prag mit einer Schadensumme von rund 500 Millionen tschechischen Kronen; eine Hamburger und eine Frankfurter Getreidefirma mit 200, beziehungsweise 300 Millionen tschechischen Kronen und außerdem eine Reihe von Bankhäusern und Mittelbanken, unter anderem auch die Wiener Biedermann-Bank und ein Direktor dieser Bank, der ein Neffe der Gattin Grays, der früheren Frau Lederer, ist.

Wenn man hohe Freunderln hat.

Vor einigen Monaten erschien Gray auch in Wien und verhandelte mit zwei österreichischen Großbanken und einigen Mittelbanken wegen Gewährung von Dollarcrediten. Er bezieht sich auch in Wien auf seine vornehmen Beziehungen zu führenden tschechoslowakischen Politikern und Staatsmännern, ließ sich überall, wo er Verhandlungen anknüpfte, Provisionsbriefe auf große Beträge ausstellen und die Unterlagen, über Industrien, über welche die in Frage stehenden Banken verfügen, geben. Dann reiste der sagenhafte Amerikaner mit dem größten Bündel von Akten wieder nach Prag ab, mit dem Versprechen, seine Auftraggeber zu verständigen, und die Dollarcredite ehestens flüssig zu machen.

Eine führende Persönlichkeit des Wiener Bankwesens, der auch die zweifelhafte Ehre zuteil wurde, mit Gray zu verhandeln, teilt uns — der „Stunde“ also — über die Tätigkeit des Amerikaners folgendes mit:

„Seit ungefähr zwei Jahren werden die Wiener Banken und Industrieunternehmungen immer häufiger von ausländischen Finanzleuten und auch von Wiener Rechtsanwältin aufgesucht, die im Namen von amerikanischen Finanzkonzernen uns Dollarcredit unter guten Bedingungen

anbieten. Sie lassen sich detaillierte Aufstellungen über die Anlagen, Warenvorräte und Geschäftsabwicklung der zu belehenden Finanzunternehmen und Industrien ausfertigen und verschwinden dann in den meisten Fällen, ohne daß es zu einem Abschluß kommen würde.

Betrüger und auch Spion?

Der Bankenverband hat wegen dieser seltsamen Angebote schon wiederholt Besprechungen abgehalten und man ist zu dem Resultat gekommen, daß es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um eine großartige Handelsespionage der amerikanischen Finanz- und Industriekonzerne handelt, deren Vermittler, soweit es sich um Wiener Rechtsanwältin handelt, eventuell im guten Glauben handeln und keine Ahnung davon haben, als Werkzeug für fremde Zwecke zu dienen. Im Falle Sarrh Gray aber hatten wir es wahrscheinlich mit einem Vollbluthochstapler aus New York zu tun, der für Geld keinen amerikanischen Auftraggebern Spionagedienste leistet und fast das gesamte Finanz- und Industriewesen der Tschechoslowakei und Oesterreichs auf Grund von Originalbesuchen ausgekundschaftet hat. Daß Gray auch auf eigene Faust Schwindeleien durchführte, gehört nur zur Charakteristik der Leute, die von den Amerikanern als Spiegel verwendet werden. Die Provisionsbriefe, die er sich von den Großbanken ausstellen ließ, verwendete er dazu, um von seinen Bekannten unter Berufung auf die zu erwartenden hohen Summen kleinere Beträge herauszulocken. Wir warnen die Öffentlichkeit, derlei Agenten fernerkhin aufzusuchen. Ich meinerseits wisse einem jeden, der mit einem Dollarredit ins Haus kommt, barsch die Tür.

Wenn auch die Darstellung des Falles Gray durch die „Stunde“ zwar nicht von der Hand zu weisen, aber immerhin mit größter Vorsicht aufzunehmen ist, so muß festgestellt werden, daß die Affäre Gray zu einem Prager Riesenskandal geworden ist.

Die Polizei ist noch immer sprachlos!

Es muß einem da sehr Wunder nehmen, daß eine Stelle, und zwar die in diesem Falle zuständige amtliche, nämlich die Prager Polizeidirektion, bisher zu diesem Skandal nicht Stellung genommen hat. Seit 14 Tagen beschäftigt sich die in- und ausländische Presse mit dieser Hochstapleraffäre, die Wiener „Arbeiterzeitung“ hat darauf hingewiesen, daß der Krankheitsurlaub des Prager Polizeipräsidenten mit der Grayaffäre zusammenhängen soll — die Prager Polizeidirektion bleibt stumm, so, als ob sie die ganze Sache nichts angehe. Der Skandal wird immer größer, das Mißtrauen der Bevölkerung muß immer berechtigter werden, wenn die zuständigen amtlichen Stellen in der Erfüllung einer ihrer wichtigsten Pflichten — der Benachrichtigung und Warnung der Bevölkerung — sich so nachlässig zeigen. Es muß so die Meinung Platz greifen, daß höhere Weisungen damit im Spiele sind.

Telegramme.

Die Böltischen drohen mit dem Lieferungsstreik.

Berlin, 22. August. (Eigenbericht.) Im Auswärtigen Ausschuss des Reichstages erstattete Reichsbankpräsident Dr. Schacht Bericht über die Bankgesche. Er erklärte es als falsch, daß die neue Bank ausschließlich unter dem Einfluß des Auslandes stehen würde. Von 300 Millionen Aktien werden sich nur 55 Millionen im Besitze des Auslandes befinden. Dr. Schacht wies mit allem Nachdruck darauf hin, daß es bei Ablehnung des Dawesgutachtens fast ausgeschlossen sein würde, für Deutschland Kredite zu verschaffen. Um die Goldwährung zu halten, müßten die Kredite an die Industrie und an die Landwirtschaft wesentlich eingeschränkt werden.

Daraufhin kam es zwischen Dr. Schacht und dem deutschvölkischen Abgeordneten Graefe zu einem scharfen Zusammenstoß. Von Graefe erklärte, daß die Worte des Bankpräsidenten eine Drohung darstellen. Auch der Landwirtschaft ständen Mittel für die Gegenwehr zu Gebote. Damit drohte Graefe offen damit, daß die Landwirtschaft dann mit dem bisher nur in ihrer Presse angekündigten Lieferungsstreik, also einer Hungerblockade antworten würde.

Tagung der interparlamentarischen Union in Genf.

Bern, 22. August. Die 22. Tagung der interparlamentarischen Union wurde heute Vormittag durch den Präsidenten des Interparlamentarischen Rates Baron A. de L. S. waerd (Schwe-

den) eröffnet. Auf dessen Antrag wurde das Mitglied des schweizerischen Nationalrates M. C. M. C. zum Präsidenten der Konferenz gewählt. Nach einer Begrüßungsansprache des letzteren hielt Bundesrat M. C. M. C. im Namen der schweizerischen Regierung eine Rede, in der er die interparlamentarische Union als Bahnbrecherin und Vorläuferin des Völkerbundes feierte.

An der Tagung der Konferenz nehmen bisher 200 Parlamentarier aus 25 Ländern teil. Eine große Zahl der angemeldeten deutschen und französischen Mitglieder konnte infolge der Reichs- und Kammeritzungen noch nicht eintreffen.

Beilegung des großen Kampfes im englischen Baugewerbe.

London, 22. August. (N.A.) Heute nachmittags wurde der Konflikt in der Bauindustrie durch Annahme der abgeänderten Bedingungen der Unternehmer durch die Arbeiter beigelegt.

Offiziersmeuterei in Griechenland.

Athen, 22. August. (Havas.) Den Mätkern zufolge verlangte der Kommandant des Panzerschiffes „Aberoff“ im Einverständnis mit einem Teile der Offiziere des Panzerschiffes „Lemnos“ in einem Rundspruch an den Ministerpräsidenten die Zurückziehung der getroffenen Maßnahmen betreffend die Wiedereinstellung von 21 ehemaligen Offizieren, die als Hauptanführer der Agitationsbewegung im Juni entlassen worden waren. Wie gemeldet wird, hat der Kabinettsrat in einer Nachtitzung beschloffen, die Dekrete über die Wiedereinstellung der 21 Offiziere zurückzuziehen. Dieser Vorfall in der griechischen Marine wird als ernst bezeichnet.

Tages-Neuigkeiten.

Zur heutigen größten Erdnähe des Mars.

Von Prof. E. Kaiser, Hauen.

Zur Marsbeobachtung werden bei dem Berghaus Jungfraujoch zwei Riesenteleskope aufgestellt. Das Berghaus liegt in 3450 Meter Höhe, so daß der beobachtende Astronom weder von Nebel noch von Wolken beeinträchtigt wird. Die Fernrohre befinden sich in einem Unterstand in Gebirgsform mit Gleitanschluß, von dem aus sie auf eine Plattform hinausgeschoben werden.

Der Mars nähert sich mit solcher Geschwindigkeit der Erde, daß er im Laufe des heutigen Tages seinen Abstand von 105 auf rund 60 Millionen Kilometer verringert, während sein Durchmesser gleichzeitig von 22,5 auf 25,1 Bodensekunden wächst. Eine derart günstige Stellung kehrt erst im Jahre 2003 wieder, während im vergangenen Jahrhundert nur zweimal ähnlich günstige Gelegenheiten mit Erfolg benutzt wurden. Dies war im Jahre 1890, als Mädler in Berlin die ersten Grundlagen für eine Marskarte gewann, und 1877, als Schiaparelli in Mailand die Marskanäle und die Tatsache ihrer Verdoppelung entdeckte. Seitdem hat man mit dem Speltrösel und mit der Photoplatte die physikalischen Verhältnisse des Mars genauer unter die Lupe nehmen können. Man hat in Arizona, in der Wüstengegend der Vereinigten Staaten, die Flagstaff-Sternwarte eigens für die Marsbeobachtung eingerichtet, wo Lowell mit Fähigkeit und Erfolg neue Einzelheiten im Dasein unseres Nachbarplaneten entdeckte. Lowell untersuchte die Luftkühle des Mars; er photographierte im Jahre 1909 eine kleine Wolke am Rande der Marscheibe, er sah zwei neue Kanäle entstehen, deren photographische Aufnahme ihm gelang. Er beobachtete, wie die Kanäle bei dem Abschmelzen der südlichen Polarkappe sich in 52 Tagen bis hin zum Äquator „wässerten“. Campbell bestimmte mit Zuverlässigkeit den auf dem Mars vorhandenen Wasserdampf auf 0,12 Gramm in einem Kubikmeter Luft, während unsere Atmosphäre selbst in Wüstengegenden vierzigmal soviel Wasserdampf enthält. Schon daraus geht hervor, daß die Merz- und Kanäle, die man im Fernrohr auf der Marsoberfläche wahrnimmt, nur sehr jarie Gebilde sein können im Vergleich zu den tiefen Ozeanen und der Wasserfülle unserer Ströme. Was man als weiße Polarkappen auf dem Mars beobachtet, kann demnach nicht massives Eis wie an unserem Nord- und Südpol sein, sondern es kann sich nur um Reif oder Schnee handeln.

Neuere Berechnungen über das Klima auf dem Mars bestätigen diese Deutung der Erscheinungen auf der Marsoberfläche hinreichend. Die dünne Luftkühle des Mars ist nicht imstande, die von der Sonne eingestrahelte Wärme aufzuspeichern, sie wird während der Nacht wieder in den Weltraum ausgestrahlt. Dank diesen großen Gegensätzen zwischen der Tageshitze und der Nachtkälte ergibt sich eine mittlere Temperatur von — 17 Grad Celsius auf der Marsoberfläche. Am Äquator beträgt die mittlere Temperatur — 3 Grad Celsius, in einem Abstand von 50 Grad vom Äquator beträgt die mittlere Temperatur — 27 Grad Celsius. Man vergleiche damit die Verhältnisse auf unserer Erde, wo in demselben Abstand vom Äquator, also im mittleren Deutschland etwa, die mittlere Jahrestemperatur auf + 9 Grad Celsius kommt, und man wird schon aus diesem Vergleich die Lehre ziehen, daß eine organische Welt von Pflanzen und Tieren, ähnlich der irdischen, dort auf dem Mars nicht existieren kann.

Das größte Interesse beanspruchen bei den diesmaligen Marsbeobachtungen die rätselhaften Kanäle. Sie entsprechen zunächst großen Vertiefungslinien oder Bruchspalten in der Marsoberfläche, wie ja auf der Erde, z. B. in Chile, eine derartige Bruchlinie von 3500 Kilometer Länge nachgewiesen ist, während auf dem Mars der Rhison-Kanal die bedeutendste Erstreckung mit 3620 Kilometer erreicht. In derartigen geologischen Bruchspalten entstehen Seen und Flüsse, die Salze werden ausgeschieden, es bilden sich Reihen von eintrocknenden Salzseen, die infolge der stark konzentrierten Salzlösung erst bei — 22 Grad Celsius Eiskristalle und Reif bilden. Wenn nun bei dem Abschmelzen der Polarkappen der Wasserdampf nach dem Äquator hinströmt, so löst er zugleich die dort lagernden Salze auf, die Kanäle erscheinen dann auf der Photographie als dunkle Linien. Ist aber das Abschmelzen der Polarkappen beendet, so werden die Kanäle wieder schmaler und das ganze Gebiet erhält wieder das frühere Aussehen. Nach den Beobachtungen Antoniadi gibt es übrigens doppelt soviel regelmäßige als unregelmäßige Kanäle; einige Kanäle erweisen sich als aneinandergerückte Seen, andere als dünne Linien und Krümmungen und Einbuchtungen. Mit einem Wort: die von Schiaparelli konstruierte Geometrie des Mars erweist sich als optische Täuschung. Außerdem verändern die auf dem Mars wahrnehmbaren Gebilde ihr Aussehen von einem Tag zum andern. So wurde im Jahre 1913 der Doppelkanal Aethiops wieder entdeckt, nachdem er 15 Jahre lang verschwunden war. Ein derartiges Auftreten und Verschwinden größter Kanäle beweist deutlich genug, daß man sie nicht als „Ingenieurleistungen“ ansprechen kann, deren Ausführungen auf der Erde Jahrhunderte erfordern würde.

Da der Nachbarplanet Mars mit der weit fortgeschrittenen Einbeugung seiner Oberfläche, mit den Gegensätzen seines Klimas, mit der dünnen Luftkühle und dem geringen Wasserdampfgehalt ein Bild von der zukünftigen Gestaltung der irdischen Verhältnisse bietet, so ist es erklärlich, daß man der Erforschung des Mars immer von neuem besondere Aufmerksamkeit widmet. Es steht zu hoffen, daß die diesmalige günstige Gelegenheit zur Beobachtung des Mars von gutem Erfolg gekrönt wird. Bemerkenswert sei noch, daß der Mars, erkenntlich an dem rötlichen Lichte, gegen Mitternacht am südlichen Horizont steht; er ist um diese Zeit der hellste Stern und schon deshalb kaum zu verfehlen.

Die proletarische Frau

Erscheint an jedem
zweiten Samstag

Proletarisches Spießbürgertum

Von Therese Schlegelinger.

Leider gibt es noch immer eine große Anzahl nicht nur von Proletariern überhaupt, sondern sogar von Industriearbeitern und Arbeiterinnen, die noch ganz und gar im Banne kleinbürgerlicher Anschauungen stehen und darum für unsere Organisationen nicht zu gewinnen sind. Fast noch trauriger aber ist es, daß auch in den Reihen unserer männlichen und weiblichen Anhängerschaft der spießbürgerliche Geist noch bei weitem nicht ausgerottet ist, und am allerschmerzhaftesten muß es den wirklichen Sozialdemokraten berühren, daß es auch unter der organisierten Jugend sehr viele gibt, die zwar sehr gute Sozialisten zu sein glauben und es nach mancher Richtung hin auch wirklich sind, ohne sich jedoch von jeder spießbürgerlichen Anschauung nach anderer Richtung hin freigemacht zu haben. Das zeigt sich am offtesten an den herrschenden Anschauungen über die Rechte und Pflichten der Männer und Frauen.

In der demokratischen Republik, in einer Zeit der gesetzlichen Gleichberechtigung beider Geschlechter bildet sich ja jeder Mensch, der nicht gerade ein ausgesprochener Rückschrittlert ist, ein, er anerkennt die volle Gleichberechtigung von Mann und Frau. Aber in den Lebensgewohnheiten des Bürgertums und leider auch vieler Sozialdemokraten kommt diese Anerkennung nicht zum Ausdruck. Wie wenige Arbeiter nehmen daran Anstoß, daß ihre Kollegin, die entweder gleichwertige Arbeit leistet, wie sie selbst, oder doch Gleichwertiges leisten könnte, wenn man sie dazu zuließe, sich mit einer viel schlechteren Entlohnung begnügen muß. Wie wenige Arbeiter setzen sich dafür ein, diesem beschämenden Zustand durch die Kraft der Fachorganisation abzuhelfen! Ist es nicht Spießbürgertum, die sie davon abhält und der es ihnen als etwas Selbstverständliches erscheinen läßt, daß eben Frauenarbeit schlechter bezahlt wird als Männerarbeit? Noch trauriger aber als im Betrieb tritt dieser Geist in der Familie zutage.

Daß die Mutter als die erste auf den Beinen ist und als die letzte zur Ruhe kommt und daß sie ununterbrochen für die andern Familienmitglieder arbeitet, auch während dieser ihrer Erholung und ihrem Vergnügen nachgehen, erscheint fast der gesamten Jugend, besonders aber allen männlichen Angehörigen als selbstverständlich. Das zeigt selbst in solchen Fällen, in denen die Mutter lediglich das Hauswesen zu besorgen hat, ein hohes Maß von Rücksichtslosigkeit und Gedankenlosigkeit, denn heutzutage widmet sich die proletarische Mutter in der Regel nur dann ausschließlich dem Haushalt, wenn eine größere Familie zu versorgen ist. Ein solches Hauswesen erfordert aber viel mehr Plage als der achtstündige Arbeitstag der andern Angehörigen, und darum hätte die Mutter auch hier den wohl begründeten Anspruch, daß ihr ein Teil dieser Plage abgenommen würde. Wie aber erst, wenn die Mutter selbst erwerbstätig ist, sei es inner- oder außerhalb des Hauses! Sind etwa die Fälle

nicht überaus häufig, in denen Frauen genau so wie ihre Gatten oder ihre erwachsenen Kinder in der Werkstätte, überdies aber auch noch für die Familie arbeiten müssen? Der Gatte und der Sohn gehen nach Arbeitschluss ihren Vereinsangelegenheiten, ihrem Bildungsbedürfnis und ihrem Vergnügen nach, ohne es als beschämend zu empfinden, daß die Mutter unterdessen im Haushalt alle Arbeit nachholen muß, die sie während der Zeit ihrer Erwerbstätigkeit verfaumt hat. Daß sie nun erst die Wohnung säubert, das Essen bereitet, die Wäsche reinigt und stift

Eine Frau in der dänischen Regierung



Genossin Rina Bang,
der erste weibliche geschäftsführende Minister.
(Unterrichtsministerin.)

len und unerwachsene Kinder versorgen muß. Sind erwachsene Tochter in der Familie, so nehmen sie ja der Mutter in der Regel einen größeren oder kleineren Teil ihrer Mühen ab, aber darin drückt sich gerade die spießbürgerliche Gesinnung breiter Arbeiterschichten aus, daß sich die Männer der Familie nicht gleichfalls zur Mithilfe verpflichtet fühlen.

Würde jemand denselben Arbeitern von einem Kollegen erzählen, der sich nach Feierabend noch einer Arbeitsleistung von vielen Stunden unterzieht, so würden sie entrüstet aufstehen, dem Uebereifrigen das ihn selbst und seine Klasse Schädigende seines Tuns vorhalten, und wenn dies nichts hilft, die Fachorganisation auf den Fall aufmerksam machen. Aber daß eine Familienmutter so handelt, erscheint ihnen als selbstverständlich. Ist das nicht eine spießbürgerliche Denkgewohnheit? Manche werden vielleicht einwenden, sie seien gar nicht so gedankenlos, wie

hier angenommen wurde, sie empfänden die Bürde, die auf der Mutter lastet, peinlich genug, aber sie wählten eben keine Abhilfe dagegen zu schaffen. In Wahrheit ist aber eine Besserung dieser Zustände durchaus nicht unmöglich, vielmehr ist dazu nichts anderes nötig, als daß sowohl die männlichen als die weiblichen Angehörigen der Arbeiterklasse energisch mit allen Vorurteilen brechen.

Eines der verwerflichsten Vorurteile ist es, daß irgendeine Arbeit der Ehre oder der Würde irgendeines Menschen abträglich sein könnte. Noch immer kann man es sowohl von Männern als auch von Frauen der Arbeiterschaft hören, daß sich die oder jene häusliche Verrichtung für einen Mann, ja selbst für einen Burtschen nicht schicke, und darum von der Mutter erledigt werden müsse. Es sei unpassend, wenn der Mann vom Fleischer, Kohlenhändler, Konsumverein, der Milchverfälscherin usw. Lebensmittel nach Hause hole, und es sei noch viel unpassender, wenn er etwa beim Waschen und Aufhängen der Wäsche, beim Aufräumen und Säubern der Wohnung, beim Kochen und Reinigen der Gefäße seiner Frau oder Mutter an die Hand gehe.

Wenn die jungen Leute zum Militär eingezogen werden, müssen sie zwar alle diese Arbeiten verrichten und empfinden sie dann nicht als entwürdigend, aber ihr Spießbürgertum läßt sie glauben, daß sie sich als sogenannten Herren der Schöpfung dabei mit solchen Verrichtungen nicht befassen dürfen. Als eine Schande direkt aber sollte man es ansehen, daß das Fensterputzen, das ein so hohes Maß von Beherrschung der Muskel- und Nervenkraft erfordert und darum für schwächliche Personen in hohem Grade gefährlich ist, fast ausnahmslos den Frauen überlassen wird. Sollte sich der geübte Kletterer und Bergsteiger, der Fußballspieler und sonstige Sporttreibende, kurz der in der Beherrschung seines Körpers viel geübtere Gatte oder Sohn nicht viel besser zu dieser Arbeit eignen? Aber selbst Arbeiten, die der Frau ihrer Natur nach näher liegen als dem Manne, sollten ihr von diesem in solchen Fällen abgenommen werden, wenn sie einmal leidend und schomungsbedürftig ist. Zu diesen Arbeiten gehört insbesondere die Pflege der Kinder, die durchaus keinem Manne oder Burtschen zur Schande gereichen könnte.

Freilich müßte man die Frage auch noch von einer ganz andern Seite betrachten. Ist es denn überhaupt notwendig, ja, ist es auch nur zu recht fertigen, daß Menschen, die ihre Arbeitskraft einem Kapitalisten verkaufen und ihm Profit erarbeiten, gezwungen sind, ihren persönlichen Konsum durch häusliche Arbeit zu verbilligen? Jeder Arbeiter, ja sogar jeder Unternehmer würde diese Frage verneinen, wenn es sich um männliche Arbeitskräfte handelt. Keinem Schatzmacher ist es noch eingefallen, den Lohn für den ledigen Arbeiter so niedrig anzusetzen, daß dieser damit sein Auslangen nur finden kann, wenn er sich seine Stube selbst kauft, sein Essen selbst kocht, seine Wäsche selbst reinigt und stift. Frauenlöhne aber werden so bemessen, daß sie solche

Verpflichtungen auferlegen, und die Löhne der verheirateten Arbeiter gleichfalls so, daß dabei mit der unbegleiteten Hausarbeit der Frau gerechnet wird. Muß denn das so sein? Und bedürfte es nicht vielmehr nur einer zielbewußten Anstrengung der gesamten Arbeiterschaft, um hier allmählich Wandel zu schaffen? Aber an dieser Anstrengung und an dem Erfolg, den sie erzielen müßte, wird es so lange fehlen, als die Männer und Frauen des Proletariats in der spießbürgerlichen Anschauung befangen bleiben, daß die Stube von niemand anderem als der Mutter gesäubert, das Hemd nur von ihr gewaschen und gebügelt, das Essen von keinem andern gekocht werden darf.

Unser unerrückbares Ziel müßte es sein, die Männer- und die Frauenlöhne auf eine solche Höhe zu bringen, daß alle Hausarbeiten durch beruflich geschulte und dafür bezahlte Kräfte geleistet werden können, so daß es der Mutter dadurch ermöglicht wird neben ihrer Erwerbsarbeit die hohe und wichtige Aufgabe zu erfüllen, den seelischen Mittelpunkt des Familienlebens zu bilden, die zärtlich liebende und geliebte Erzieherin und Beraterin ihrer Kinder zu sein, aber sich auch dadurch für diese Aufgabe fähig zu machen und zu erhalten, daß sie an dem geistigen und organisatorischen Leben ihrer Klasse teilnimmt, deren Kämpfe mitmacht, und gleich den Männern und Jugendlichen hilft, den Sieg des Proletariats vorzubereiten.

„Es nützt ja doch nichts!“

So antworten uns in voller Mutlosigkeit arme, überarbeitete und schlaggenährte Frauen und Männer, wenn wir sie zur Wahl, zum Kampf für Verbesserung unserer Lebensverhältnisse aufrufen.

O, wie mir die Ärmsten leid tun, die keinen Ausweg aus ihrem trostlosen Dasein sehen, die keine Hoffnung auf ein Bessere haben, keinen Glauben an sich selbst und ihre Kraft mehr besitzen. Und wie ich dieses Wort höre: „Es nützt ja doch nichts!“ Es legt sich wie Nehtan auf Herz und Geist! Es erstickt in uns jede Begeisterung, ohne die nie ein Werk gut geheißen kann, es zerbricht unser kraftvolles Wollen, ohne daß wir es nie zu taftkräftigem Handeln bringen, nie Großes und Gutes leisten werden. Und darum sollst du, liebe Freundin, nicht hören auf dieses böse Wort, das einem Vampire gleich, dir Mut, Energie und Ausdauer aus den Adern saugt. Bewahre dir den Glauben an dich selbst und an dein Können. Zukunftsfröndlich setz diesen bösen Worten dein „Ich will!“ entgegen. Und alsbald wirst du erkennen, daß dein Wollen und dein Handeln in Gemeinschaft mit dem Wollen und Handeln Gleichgesinnter, nicht nur etwas, sondern sehr viel nützt. Freilich können wir die Welt nicht in einem Tage, nicht in wenig Wochen und Monaten modern; aber wir werden es um so schneller können, je größer die Zahl derer ist, die sich uns anschließen. Darum folge unserem Ruf und auch deine Wünsche werden durch den Mund unserer Vertreter bedehnen Ausdruck finden. Luise Riey.

Von der Entfremdung in der Ehe.

Von Erdmann Graeser.

Im Alltagsrott war das Leben eines Ehepaars dahingegangen — 12 Jahre lang. Da geschah es eines Tages, daß der Mann eine Reise machen sollte — ein ungewöhnliches Ereignis, diese Trennung auf acht Tage. Und als er Abschied nahm, umfahnte er seine Frau und küßte sie. Die Kinder sahen verwundert dazwischen, dann stiegen sich die beiden Aeltesten an und lachten. Berlegen wick das Ehepaar aneinander, und der Vater fuhr die Kinder an: „Was lacht ihr?“

Der Mann in der ratternden Eisenbahn und die Frau in der Stille der abendlichen Stuben — beide vermochten das Lachen der Kinder nicht zu vergessen, jeder von ihnen kam zu demselben Ergebnis: sie selbst hatten Schuld, wenn sie mit dem, wozu sie ihr Gefühl in der Abschiedsstunde getrieben, komisch auf die Kinder gewirkt hatten. Und eine Traurigkeit überfiel beide, denn plötzlich erkannten sie, worin ihr Fehler bestand: in all den Jahren, seitdem die Kinder da, hatten sie es vermieden, ihrer gegenseitigen Liebe Ausdruck zu geben. Nach und nach waren allmählich all die kleinen Zärtlichkeitsbeweise unterdrückt worden: Der „Gutenachtkuß“, der Kosenamen, ein Anschmiegen. Und — wenn sich einer von ihnen doch dazu getrieben gefühlte, hatte er es unterlassen, aus Angst, daß sein Benehmen den andern vielleicht befremden könnte.

Mit Wehmut fühlte man plötzlich, daß man sich im Laufe der Zeit entfremdet hatte, ohne es zu merken. Oder doch — beide hatten zuweilen darüber nachgedacht, wie sich ihr gegenseitiges Verhältnis im Laufe der lange Ehe unmerklich gewandelt, aber sie waren beide damit zufrieden gewesen. Nichts Feinlicheres, als ein gereiztes Ehepaar, das sich wie Liebesleute berahm, deren Flitterwochen kein Ende nehmen wollten. Nein, nein, es war schon gut so, und die Kinder, die sie vorher für ungezogen gehalten, hatten ihnen nur eine wohlverdiente Lehre gegeben.

Damit trösteten sie sich, obwohl sie beide fühlten, daß sie nur zu einem Schutzgedanken gegriffen hatten, um etwas Schmerzgendes zu verjagen, das in beider Herzen heimlich weiter nagte.

Und das ungestüm und mit aller Macht hervorbrach, wie ein Vulkan, ein paar Jahre später, als wieder eine Trennung bevorstand. Diesmal galt es nicht eine kurze Reise, diesmal mußte der Mann in eine Klinik geschafft werden, es handelte sich um eine Operation auf Leben und Tod. Da war es der Frau gleich, ob andere ihr Benehmen komisch oder lächerlich fanden, sie warf sich am Lager des Mannes nieder, die Flut ihres aufgeschwemmten, künstlich zurückgedämmten Gefühls brach hervor. Jetzt, da es vielleicht ein Abschied für immer war, jetzt sollte der Kranke doch spüren, wissen, wie sehr ihn die Frau geliebt und was er ihrem Leben bedeutete; jetzt war er ihr nicht mehr entfremdet, und — stand doch noch irgend eine Schranke zwischen ihnen — nun, so mußte sie niedergelassen werden, wie einst, als sich beide suchten und fanden.

Im Morgenrauschen des nächsten Tages hob man den Mann auf den Operationsstisch — die Aethermaske wurde ihm aufs Gesicht gedrückt. Aber es war ihm nicht, als schwaünde ihm das Bewußtsein, es schien ihm, als fühle er noch immer den warmen Hauch der Maitonne, und kein Herz war erfüllt von wunderbarer Glückseligkeit, daß er die, die er einst erkoren, nach so vielen langen Jahren noch unveränderten Herzens gefunden hatte.

Und er dachte wie schön und beseligend hätte unsere Ehe sein können in diesen 15 Jahren, wenn sie nur etwas früher verraten. Aber sie verbarb es mir — warum? Wöglich durchführte ihn die Erkenntnis, sie war bitter und vorwurfsvoll, daß er aufspringen wollte, um zu ihr zu eilen.

Der Arzt rückte ihm die Maske zurecht, gleich wurde er wieder still und regungslos, aber ehe ihm die Sinne schwaanden, gelobte er sich: Ich hatte die Schuld, ich begann damit, ihr meine Liebe zu verheimlichen, sie sehen zu machen. Wie oft hätte ich ihr sagen und sie dadurch beglücken

können, daß ich sie noch immer voller Reiz und Anmut fände.

Aber ich verschwiege es ihr, warum tat ich es? Und warum tat ich es? fragte sich auch die einsame Frau daheim. Warum verschwiege ich es ihm, wenn ich mich seiner freute? Nie habe ich ihm mein Glückseligkeit bekannt, aber umso glücklicher davon gesprochen, wenn ich mich unglücklich gefühlt durch eine Kleinigkeit.

So lagte sie sich an, während das Messer des Chirurgen dem Kranken zu neuem Leben verhalf. Und als er dann endlich wieder heimkehrte, war die Entfremdung ihrer Ehe geschwunden, die bitteren Stunden der Trennung hatten beide gelehrt, sich gegenseitig wieder zu beglücken, wie einst, als sie noch kein Hehl aus ihrer Liebe gemacht hatten.

Dein Kind.

„Wenn ich ein Kind ansehe und denke, wie schmählich und verderbend das Joch ist, das es tragen wird, und daß es darben wird wie wir, fragen wird wie wir nach Schönerem und Wahrem, daß es — o nehmt doch eure Söhne aus der Wiege und werft sie in den Strom, um wenigstens von eurer Schande sie zu retten!“

So sprach der idealistische Dichter Friedrich Hölderlin voll Empörung über das ganze leidliche, geistige und sittliche Elend, in dem das Kind zu leben gezwungen ist. So sprach Hölderlin, der feinfühlende dichterische Mensch, vor rund hundert Jahren in einer Zeit der Not des Kindes, die nicht im entferntesten mit der Not unserer Jugend von heute zu vergleichen ist. Und doch gibt es heute noch so viele, die selbst Kinder haben und doch nicht sehen, wie ihre Kinder darben. Ja, Mütter gibts, Mütter, die in geistiger Blindheit trotz aller Liebe die tiefste Not der kindlichen Seele zu erkennen nicht imstande sind.

Gerade das Kind ist, das heute leidet. Gerade auf dem Kinde mit seinem feinen Fühlen lastet schwer die Robeit unserer materiellen Zeit. Im Kinde ruht das tiefste Wesen des Menschen. Aus dem Kinde strebt der Genius der Menschheit zum Lichte. Deshalb die Verehrung der kind-

lichen Seele bei allen großen Nationen. In der Kindesseele fanden sie sich selbst wieder. Und darum laßt nirgends so hart der Gegenjat göttlichen Rufes und Sentie wie in der Welt dieses Kindes.

In deinem Kinde: lebt dein neues, dein besseres, dein eigentliches Ich. Du bist hant mitgenommen vom Leben. Deine Seele ward von der Robeit der Wirklichkeit gepakt. Aber in der Seele dieses Kindes ist noch das Reine, Unverfälschte, Unberührte, das auch in dir wie in mir war, ebe das Schicksal uns hineingewang in die ganze ungeistige Robeit unseres Daseins. In unserem Kinde retten wir uns darum in näherem letzten, eigentlichen Wesen hinein in ein schöneres, edleres, neues Sein.

Und dieses dein Kind, in dem du über dich selber hinauswächst, soll wieder darben? Wieder soll dieses Seelisch-Hehre, zu dem die Natur im Kinde wider, gerissen werden von einer so unstillig-widernatürlichen Wirklichkeit? Wenn irgend etwas, dann muß dir die zergehende Seele dieses Kindes hineinschreiben ins Herz: Kämpfe! Gestalte das Leben, daß es anders wird!

Das sollte besonders den Frauen immer und immer wieder das Motiv ihres Lebens sein. Aber gerade sie, die doch mit den unglücklichen Tänden der Natur dem Kinde nahesteht, erkennen am wenigsten, wie der Kapitalismus die kindliche Seele zernagt, und daß nur an einer neuen, anderen Ordnung des Lebens alle diese heiligen Menschenwerte, zu denen die Natur im Kinde hinaufwuchs, erhalten bleiben und werden zum reinen, edlen, innerlichen Gepräde des Menschen-geschlechts.

„Ich habe meine Lust an der Zukunft!“ Das war auch Hölderlins Hoffnung und Zuversicht. Trotz alledem!

Nur im Sozialismus hast du diesen Weg zur Befreiung dieses Kindes. Der Sozialismus als die Welt der Gemeinschaft befreit die Seele dieses Kindes von den rohen Schläden, die das Leben des Kapitalismus um den Menschen legt. „Ein göttlich Wesen“ nannte Hölderlin das Kind. Im Sozialismus findet diese Göttlichkeit ihr jubelnde irdische Befreiung.

Das Preisau schreiben.

Aus dem „Laden links“.

Fabrikant Tinnerwits musterte mit finsternen Blicken die langen Reihen grau emailierter Nachtgeschirre, die sich auf den Regalen türmten. „Neber“, sprach er zu seinem Reisenden, „wir müssen räumen, um jeden Preis. Kein Pfennig flüchtiges Kapital aufzutreiben! Bieten Sie zu 48 Pfg. das Stück an, zu 45, zu 43... Hauptfache, daß Sie bares Geld hereinbringen.“ „Unmöglich“, sagte Neber, „ich habe schon zu 37 angeboten. Kein Mensch will den Bommel haben.“

Blühlich ging ein Leuchten über Herrn Tinnerwits' Gesicht.

„Sie sind ein Adiot Neber. Ach werd' Ihnen zeigen, wie man sich zu drei Mark das Stück um meine Nachtgeschirre reißt.“

Neber starrte seinen Chef an, als hielte er den Moment für gekommen. Herr Tinnerwits unter Geschäftsaufsicht zu stehen. Aber dieser hatte sich schon in seinem Privatkontor versammelt.

In der nächsten Woche las man folgendes Inserat in den Zeitungen:

Preisau schreiben!

Wenn die weitesten Kreise in das Tinnerwitsche Nachtgeschirr einzuführen, haben wir uns entschlossen, die richtige Lösung der nachstehenden Aufgabe mit einer Anzahl von Preisen zu prämiieren. Aus den vier Buchstaben o, p, v, ist ein Körperteil zu bilden, der in das Tinnerwitsche Nachtgeschirr paßt. Die Lösung sende man unter Beifügung von drei Rentenmark ein, wofür jeder Einsender ein prima Exemplar des achten Tinnerwitschen Nachtgeschirrs gratis erhält. Außerdem werden folgende Preise verteilt (es kam dann ein erster Preis über 5000 Mark und zehn weitere Preise im gleichen Gesamtbetrage).

Es gingen 100.000 richtige Lösungen ein. Falsch geraten hatte merkwürdigerweise niemand. Tinnerwits kalkulierte: Preise 10.000 Mark, Inserate 20.000 Mark, 100.000 Nachtgeschirre (Selbstkostenpreis 20 Pfg. das Stück) 20.000 Mark. Einnahmen aus 100.000 Lösungen 300.000 Mark. Ueberschuß 250.000 Mark.

„Neber“, sprach Tinnerwits zu dem verblüfften Reisenden, „Sie haben noch Provision für 100.000 Nachtgeschirre gut. Und als Neber ihn darauf entgeistert antwortete: „Nämlich, weil Sie Gott sei Dank sie nicht verkauft haben!“

Er, der Tüchtigste von allen. In der letzten Nummer des „Vollstuf“ des Blattes des deutschnationalen Abgeordneten und Bürgermeisters Dr. Schollisch, finden wir eine Notiz aus Reutisheim, die mit folgenden Worten beginnt: „Es ist das unstreitbare Verdienst unseres Bürgermeisters Dr. Schollisch, dieses Problem, das schon seit Jahrzehnten dringendst der Erledigung harret, gleich nach seinem Amtseintritt energisch angegriffen und sorgfältig zu haben, so daß mit Bestimmtheit zu erwarten steht...“ usw. — Es handelt sich um die Mühlgrabenreinigung in Reutisheim.

Der Munkaser Gespan und der Spalzeboer Arbeitermord. „Nelety Ufag“ erfährt, daß man in Regierungskreisen beschlossen habe, den Gespan von Munkas Loupali wegen des ohne höheren Befehl erfolgten Verbotes der kommunistischen Versammlung in Spalzebo abzusetzen.

Töblicher Unfall auf dem Prager Denishof. In der Nacht zum Mittwoch wurde der Postassistent der Bahnpost Znam—Prag 32, Lad. Bylonzil, als er eben seinen Dienst antreten wollte, auf dem Prager Denishof beim Ueberschreiten der Geleise von einer Lokomotive erfasst und getötet.

Erste tschechoslowakische Klassenlotterie. Bei der gestern vorgenommenen Ziehung der zweiten Klasse der ersten tschechoslowakischen Klassenlotterie wurden die Grundzahlen 24 und 59 gezogen. 80.000 K gewann: 194.324; 50.000 K gewann: 15.059; 30.000 K gewann: 175.059; je 10.000 K gewonnen: 39.450, 94.924, 161.559, 195.659; je 5000 K gewonnen: 724, 859, 20.359, 32.259, 47.559, 57.224, 125.824, 153.824, 212.824, 219.424; je 2000 K gewonnen: 2324, 16.624, 31.724, 36.059, 41.924, 50.524, 55.624, 62.059, 75.424, 80.659, 110.859, 127.224, 131.324, 132.324, 134.559, 144.224, 145.159, 145.224, 147.924, 148.624, 176.924, 184.224, 195.424, 201.024, 205.124, 212.159, 217.924, 218.024.

Kommunisten gegen Nationalsozialisten. Donnerstagabend versuchten in Wien Kommunisten eine nationalsozialistische Versammlung im Dreherpark zu sprengen. Die einschreitende Wache wurde mit Steinen beworfen. Zehn Polizeibeamte wurden leicht verletzt, vier Demonstranten verhaftet.

Internationale Arbeiterolidarität. Der in Deutschland eingetroffene mexikanische Präsident Calles hat an den Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbund ein Telegramm gerichtet, in dem er anlässlich des Beitritts europäischer Bodens den deutschen Arbeiterverbänden seinen besonderen Gruß entbietet. Der Allgemeine deutsche Gewerkschaftsbund hat in einer telegraphischen Antwort diesen Gruß erwidert und seine besondere Freude über diesen Ausdruck der internationalen Arbeiterolidarität ausgesprochen. Präsident Calles, der gestern in Berlin eingetroffen ist, wird auch Vertreter der Gewerkschaften empfangen.

Die deutsche Sprache in Amerika. Vor dem Krieg widmeten sich durchschnittlich 25.000 amerikanischen Studenten dem Studium der deutschen Sprache. 1916—17 sank diese Ziffer auf 23.900, 1917—18 sogar auf 12.900. Die deutsche Sprache war in dieser Zeit in Acht und Bann getan, und im Jahre 1920 lernten nur noch 532 Studenten die Sprache Schillers und Goethes. Seit 1921 ist der Verfall des Deutschturns in Amerika wieder der Vernunft gewichen, und die deutsche Sprache beginnt allmählich wieder ein begehrteres Unterrichtsfach zu werden. Im Oktober 1921 waren es 1586, 1922 2836, 1923 5147 und im Frühjahr 1924 5285 amerikanische Studenten, die an den Hochschulen Deutsch lernten.

Eine 21köpfige Gymnasialräuberbande. Wie aus Großk Linda in Jugoslawien gemeldet wird, wurde das physikalische Kabinett des dortigen Obergymnasiums erbrochen und ausgeraubt. Der Schaden beträgt 40.000 Dinars. Die Polizei stellte fest, daß der Einbruch von acht Schülern des Gymnasiums verübt wurde, die verhaftet und der Staatsanwaltschaft übergeben wurden. Im Laufe dieser Nachforschungen kam die Polizei auf die Spur einer großangelegten Diebsbande, die seit fünf Monaten ihr Unwesen in der Stadt trieb und deren Mitglieder 21 Schüler der fünften und sechsten Gymnasialklasse waren. Ein Teil der Diebsbande konnte noch nicht verhaftet werden, da die meisten Schüler ihre Ferien in verschiedenen Sommerfrischen verbrachten.

Landung der amerikanischen Weltflieger auf Grönland. Die beiden amerikanischen Weltflieger, die Leutnants Smith und Nelson sind Donnerstag früh in Begleitung des italienischen Fliegers Locatelli von Rezhjavil nach Fredriesdal auf Grönland abgeflogen. Das Wetter in Rezhjavil war sehr günstig und die Berichte der Begleitflieger entlang der Route nach Grönland lauteten nicht ungünstig. — Wie eine Bobasmeldung vom gestrigen Tage besagt, sind die amerikanischen Flieger bereits in Grönland angekommen. Der Funkpruch, welcher die

Ankunft der Amerikaner meldet, berichtet nichts über das Schicksal des Italieners Locatelli.

Der sozialistische Abgeordnete Vandervebe ist im Flugzeug von Brüssel nach dem Ballon abgeflogen. Er wird in Bulgarien, Belgrad und Bukarest Beratungen pflegen und hierbei über die internationale politische Lage und den Sozialismus nach dem Kriege sprechen. Derauf wird er seinen Flug nach Saloniki und Athen fortsetzen.

Wieder ein Börsenandal in Budapest. Der pensionierte Generalsekretär Dr. Lohel Hencz in Budapest, der sich seit zwei Jahren mit Effektenhandel an der Budapester Börse befaßt, ist seit dem 14. August aus Budapest verschwunden. Die Blätter bringen seine Abreise mit unregelmäßigen Börsedifferenzen in Zusammenhang.

Die Schwiegermutter erschloß. Wie „Az Est“ aus Arad meldet, ereignete sich auf einem Gute in der Nähe dieser Stadt ein blutiges Familiendrama. Der reiche Großgrundbesitzer und Direktor der Arader Volkswirtschafts- und Industriebank, Karl Mayer, bedrohte im Verlauf einer eheleichen Auseinandersetzung seine Frau mit einem Messer. Die Mutter der Frau ergriff Mayer am Arm, um ihre Tochter vor dem Rasenden zu schützen. Mayer stach nunmehr in blinder Wut auf seine Schwiegermutter los und durchschmitt ihr die Halskislage. Die Frau erlag bald darauf ihren Verletzungen. Der Bankdirektor wurde nicht verhaftet, da nach Ansicht der Behörden in Anbetracht seiner materiellen Verhältnisse keine Fluchtgefahr vorliegt.

Der Gefängnisdirektor als Ladenhändler. Kürzlich bemerkte ein Kriminalbeamter in einem Pariser Warenhaus eine englische Familie, die sich in verdächtiger Weise an einem Stand zu schaffen machte. Er konnte bald feststellen, daß die in der Gruppe befindliche Frau unter ihrem Mantel ein Stück Seide verschwinden ließ. Der Beamte schritt darauf zur Verhaftung der Frau, ihres Gatten und der in Begleitung der Familie befindlichen vier Kinder und brachte die ganze Gesellschaft zur Wache. Hier war man nicht wenig überrascht, als der Herr seine Personalien bekanntgab. Er stellte sich nämlich als der vierzigjährige Josef Henry vor, Irlandsender von Geburt und derzeitiger Leiter des Gefängniswesens auf der britischen Insel Mauritius. Die Nachforschungen bestätigten, daß man es wirklich mit einem britischen Beamten zu tun hatte, der der Polizei in die Falle gegangen war. Der Direktor verbrachte seine Ferien in Paris in einem Hotel. Hier fand man bei der Hausdurchsuchung ein ganzes Lager von Waren aller Art. Ueber die Herkunft der Sachen befragt, bekannte er, daß er und seine Familie alles in den verschiedenen Warenhäusern zusammengekauft hätten, weil sie sahen, daß „andere es ebenso machten“, ein im Grunde eines hohen Justizbeamten sicherlich recht befremdlicher Entschuldigungsgrund. „Ich hielt es für ein belangloses Vergehen“, sagte Herr Henry hinzu; der Polizeikommissar war anderer Meinung und ließ die ganze Gesellschaft mit Ausnahme von zwei kleinen Kindern, die der Wohlfahrtspflege überwiesen wurden, ins Gefängnis abführen.

Weiterüberblick vom 22. August. Ein nach Nordosten abziehender Ausläufer der nordwesteuropäischen Hauptdepression verursachte Donnerstag in der Republik zuerst Regen, dem vorübergehender Aufhellung folgte. Die größten Niederschlagsmengen hatte der Nordstrand der Republik (Trautenau 12, Troppan 10 Millimeter). Die Temperatur erreichte einen neuerlichen Rückgang; sie stieg Donnerstag nur an vereinzelten Stellen der Slowakei auf oder über 20 Grad Celsius und ging in der Nacht auf Freitag überall unter 10 Grad Celsius zurück. Trautenau, Lador, Brünn und Brerau hatten nur 5 Grad. Prag hatte Freitag um 8 Uhr wieder eine leichte Regenbö. — Wahrscheinliches Wetter von heute: Keine wesentliche Aenderung.

Gerichtssaal.

20 Jahre Kerker.

Ein Sensationsprozeß vor dem rumänischen Militärgericht in Czernowiz.

Vor dem Militärgericht in Czernowiz fand dieser Tage ein Prozeß statt, dem eine gewiß nicht alltägliche Vorgeschichte zugrunde lag. Angeklagt war der 33jährige Kron Rotes Carnu aus Dorohoi wegen des Verbrechens der Desertion im Weltkrieg.

Die Angelegenheit liegt um volle acht Jahre zurück. Die Anklage besagt darüber Folgendes: Im Jahre 1916 gehörte Carnu als Infanterist dem 29. rumänischen Infanterieregiment an, das bei Cassin den Deutschen gegenüber in Stellung lag. An einem finstern Abend wurde Carnu als Horchposten bestimmt und bezog seinen Posten zehn Meter vor den übrigen Stellungen. Als der Postenkommandant frühmorgens die einzelnen Horchposten inspizieren ging, konstatierte er, daß Carnu seine Stellung verlassen habe. Bloß sein Gewehr hatte er zurückgelassen. Und als der Postenkommandant mit seinem Feldstecher Ausschau hielt bemerkte er, wie Carnu eben eine Waldlichtung passierte und zu den deutschen Stellungen hinüber lief. Ueber Befehl des Regimentskommandos wurde sofort die Waldlichtung unter Artillerie- und Maschinengewehrfeuer genommen, hagedicht schlugen die Geschosse in die Waldlichtung ein und nach einer einstündigen Beschickungsdauer war das Abteilungscommando der Ansicht, daß Carnu getötet worden sei.

Als aber zwei Tage darauf einige deutsche Soldaten der Heeresgruppe Radensien gefangen genommen wurden, erzählten sie, daß ein Ueberläufer, namens Carnu sich in den deutschen Stellungen gemeldet habe. Wieder vergingen einige Tage. Da plötzlich wurde von den Deutschen ein verheerendes Trommelfeuer auf jene rumänischen Stellungen eröffnet, die den Deutschen bisher unbekannt waren. Die Rumänen erlitten ungeheure Verluste und sahen sich daher gezwungen, die betreffenden Stellungen zu räumen. Das Kommando jenes Frontabschnittes war der Ansicht, daß Carnu die rumänischen Stellungen verraten und so den Deutschen preisgegeben habe.

Es kam der Abschluß des ersten Friedens mit Deutschland. Da erschien eines Tages Carnu in Bukarest und meldete sich bei den Militärbehörden. Da die Bukarester Militärbehörde von seiner Desertion keine Kenntnis hatte, betrachtete sie ihn als Heimkehrer, reichte ihn in irgendein Regiment ein und schickte ihn an die Front. Wieder verging die Zeit und es kam der Zusammenbruch Radensien zog sich aus den besetzten Gebieten Rumäniens allmählich zurück. Um diese Zeit desertierte Carnu noch einmal zu den Deutschen. Als aber dann neuerlich Frieden geschlossen wurde, kehrte Carnu wieder in die Heimat zurück.

Der ehemalige Vorgesetzte Carnus, Major Barozzi, erhielt aber Kenntnis davon, daß Carnu zurückgekehrt sei und erstattete gegen ihn die Anzeige. Vor dem Militärgericht Jassy hatte sich daher Carnu wegen des ihm zur Last gelegten Verbrechens zu verantworten. Er wurde jedoch freigesprochen. Da aber der dortige Militäranwalt das Urteil anfocht, wurde es aufgehoben, und der Prozeß dem Czernowitzer Militärgericht zur nochmaligen Verhandlung abgetreten.

Bei der Verhandlung leugnete Carnu, desertiert zu sein, und gab an, er sei von einer deutschen Patrouille gefangen genommen worden. Aus der Verhandlung ging auch hervor, daß Carnu durch Vermittlung einiger Militärpersonen, die mit der Vorbereitung des Anlagematerials betraut waren, sowie Major Barozzi für eine günstige Zeugenaussage hohe Geldbeträge habe anbieten lassen. Nach Schließung des Beweisverfahrens wurde das Urteil verkündet. Es lautet: 20 Jahre schweren Kerker. Carnu legte durch seine Verteidiger gegen das Urteil die Berufung ein.

Ich bin ein echter Kommard.

Von J. Ehrenburg.

(Aus dem Russischen übersetzt von Herko.)

Im Jahre 1869, als Louis Roux achtundzwanzig und sein Sohn Paul zwei Jahre alt war, nahm Juliette ihre zwei Hemden, Schüssel und Bürste und zog zu dem Metzger, der in der Straße der Schwarzen Winde Pferdefleisch verkaufte. Sie ließ Louis den kleinen Paul, denn der Metzger war ein nervöser Mann, der wohl junge Frauen aber keine Kinder leiden konnte. Louis nahm seinen Sohn, wiegte ihn, damit er nicht weinen sollte, wiegte ihn läppisch wie ein Bär, weil er wohl Steine tragen aber keine Kinder wiegen konnte und ging mit der Pfeife zwischen den Zähnen in der Vorstadt St. Antoine umher. Er hatte Juliette sehr geliebt doch verstand er, daß sie nicht anders handeln konnte: der Metzger hat viele gelbe Münzen, er kann mit Juliette in eine andere Straße ziehen, bei ihm wird Juliette sogar sorglos lachen können. Louis erinnerte sich, daß sein Vater Jean, ehe er mit der geringen Frau fortging zu seiner weinenden Frau, Louis' Mutter gesagt hatte:

— Mich drängt es zu gehen dich — mich zurückhalten. Der Sohn sucht eine höhere Stange. — das Schiff — das weite Meer und die Frau — das ruhige Leben. —

An diese Worte dachte Louis und überlegte nochmals daß er recht hatte, als er Juliette zurückhalten wollte und sie recht als sie von ihm zu dem reichen Metzger zog.

Dann baute Louis wieder Häuser und bemutterte seinen Sohn. Doch bald kam der Krieg, und die bösen Preußen blagerten in Paris. Niemand wollte mehr Häuser bauen, und die

Gerüste der noch nicht fertigen Gebäude standen leer. Die Kugeln der preussischen Kanonen zerstörten viele Bauten des schönen Paris. Louis hatte keine Arbeit und kein Brot, und der dreißigjährige Paul verstand schon schweigend wie ein junger Rabe seinen Mund aufzusperren. Da gab man Louis ein Gewehr in die Hand. Aber er sang nicht, wie sein Vater, und schrie auch nicht „Brot“, sondern mit tausend anderen Maurern, Zimmerleuten und Schmieden zog er aus, um Paris, die schönste der Städte, gegen die bösen Preußen zu verteidigen. Eine brave Frau, Frau Monaug, die Besitzerin eines Gemüseladens, nahm den kleinen Paul in Pflege. Barfuß in der Winterkälte schleppte Louis Roux mit anderen Blusenmännern auf dem Fort St. Vincennes die Kugeln zu den Kanonen, aus denen die bösen Preußen beschossen wurden. Viele Tage hatte er nichts gegessen, denn in Paris war Hungernot. Seine Füße erfroren ihm, denn in jenem Winter der Belagerung herrschte eine nie gewesene Kälte. Die preussischen Kugeln fielen auf das Fort St. Vincennes nieder, die Blusenmänner wurden immer weniger, doch Louis Roux blieb auf seinem Posten bei der kleinen Kanone, weil er Paris verteidigen wollte. Und die schönste aller Städte verdiente eine solche Verteidigung. Trotz der Hungernot und der Kälte schwirren die Dichter auf den Boulevards des Italiens und des Capucins, es gab genug rubinrote Vikore für die Stutzer, und das sorglose Gäheln verschwand nicht von den Lippen der schönen Frauen.

Louis Roux wußte, daß es kein Kaiserreich mehr gab, daß man in Paris die Republik ausgerufen hatte. Als er die Kugeln zu den Kanonen schleppte, hatte er keine Zeit, darüber nachzudenken, was „Republik“ ist, doch die Blusenmänner, die aus Paris kamen, erzählten

ihm, daß sich in den Cafes noch immer die jungen Stutzer und sorglosen Frauen drängten. Louis hörte das böse Gerede und verstand, daß sich in Paris nichts geändert hatte. Die Republik war nicht in der Straße der Schwarzen Winde, sondern in den breiten Allen des siebenstrahligen Sternes. Auch wenn er die Preußen von den Mauern der Stadt Paris verjagte, würde der kleine Paul doch immer seinen Mund aufsperrern müssen. Louis Roux wußte das, dennoch wollte er keinen Platz an der Kanone nicht verlassen, die Preußen sollten nicht nach Paris kommen.

Eines Morgens bekam er den Befehl, die Kanone zu verlassen und in die Straße der Schwarzen Winde zurückzulehren. Die Leute, die man „Republik“ nannte, und die gewiß jene Stutzer und sorglosen Frauen waren, ließen die bösen Preußen in das schöne Paris. Mit der Pfeife zwischen den Zähnen ging der mürrische Louis Roux in den Straßen der Vorstadt St. Antoine umher.

Die Preußen kamen und zogen wieder ab, doch niemand wollte mehr schöne Häuser bauen. Paul sperrte wie ein junger Rabe seinen Mund auf, und Louis begann seine Flüme zu reinigen. An den Mauern war ein grausamer Befehl angeschlagen, daß die Blusenmänner ihre Flinten abliefern sollten. Die Stutzer und die sorglosen Frauen, die man „Republik“ nannte, hatten noch die Funitage des Jahres 48 im Gedächtnis. Louis Roux und viele andere Blusenmänner aus der Vorstadt St. Antoine und anderen Vorstädten wollten ihre Gewehre nicht abgeben. Sie gingen auf die Straßen und feuerten. Es war an einem warmen Abend des Frühlingmonats März.

Am andern Tage sah Louis Roux in den Straßen schöne Kaleschen, Equipagen, Kutschen,

Leiterwagen vorbeiziehen. In den Wagen war Gepäd aufgestapelt, in den Kaleschen saßen die Leute, die Paul Roux in den Cafes der großen Boulevards oder im Boulogner Wald zu sehen gewohnt war: kleine Generale mit himbeerfarbigen Käppis und mit steifen Schnurrbärten, junge Frauen in weiten Spitzenkleider, aufgedunsene Priester in weichenblauen Soutanen, alte Stutzer mit rabenschwarzen, sandgelben und fuchsröten Zylinderhüten, junge Offiziere, die nie auf dem Fort St. Vincennes oder auf anderen Forts gekämpft hatten, aufgeblasene kahlköpfige Bakaren, Bündchen mit Schleißen auf dem gutgekommenen seidenen Fell, und sogar schnatternde Papageien. Alle eilten zu dem Verkäufer Tor. Als Louis Roux abends auf dem Opernplatz stand, sah er leere Cafes, wo keine Stutzer mehr rubinrote Vikore tranken, sah verammelte Läden, daneben keine sorglosen Frauen lachten. Die Leute aus den Vierteln der Elchfärschen Felder, Auteuil und St. Germain, erbot über die Blusenmänner, die ihre Gewehre nicht abliefern wollten, hatten Paris verlassen, sogar die Asphaltspiegel der Boulevards sahen keine Lichter und lagen dunkel da.

Louis Roux sah, daß die „Republik“ in Kaleschen und Equipagen davonfuhr. Er fragte die anderen Blusenmänner, was statt der Republik geblieben sei, sie antworteten ihm: „Die Pariser Kommune“, und Louis verstand, daß die Kommune nicht weit von der Straße der Schwarzen Winde lebte.

Doch die Stutzer und die Frauen, die Paris verlassen hatten, wollten die schönste aller Städte nicht vergessen. Sie wollten sie nicht den Maurern, Zimmerleuten und Schmieden ablassen. Und wieder zerstörten Kanonenkugeln die Bauten, aber diesmal schickten die Kugeln

„Haus der Arbeit.“

Ausstellung Aug 1924.

Genossen und Genossinnen! Arbeiter, Arbeiterinnen und Angestellte aller Berufe!

Am 8. September wird die Aussen-Ausstellung und damit auch die proletarische Sonderausstellung im „Haus der Arbeit“ geschlossen.

Bis dahin noch die wenigen Tage, am Euch Euer Ausstellung gründlich anzusehen, damit Euch dauernd im Gedächtnis bleibt, was aus der Fülle des mit dieser Mühe und Aufopferung zusammengetragenen und bearbeiteten Materials zu lernen ist auch für denjenigen, der selbst schon viele Jahre in der Organisation steht.

Leben, Leid, Kampf und Aufstieg der Klassenbewussten Arbeiter- und Arbeiterinnen führt Euch diese von allen deutschproletarischen Organisationen der Tschechoslowakischen Republik unter atosen finanziellen Opfern veranstaltete Sonderausstellung in künstlerischen Werken, Bildnissen, Photos, geschichtlichen Briefen und Dokumenten unanschaulich vor und kein Arbeiter oder Angestellter, ob männlich, weiblich oder jugendlich, sollte sich den Vorwurf machen müssen, sie nicht besucht zu haben, wenn es ihm seine Verhältnisse nur einigermaßen ermöglichen.

Volkswirtschaft.

Die Lage in der Textilindustrie.

In einzelnen Branchen Produktionsstodung, in einzelnen Besserung. — Günstige Wirkungen der Reichenberger Messe. — Die Absichten der Unternehmer.

Nach den aus den einzelnen Gangebieten vorliegenden Berichten haben sich die Verhältnisse in den verschiedenen Branchen der Textilindustrie innerhalb des Verbandsgebietes der Union der Textilarbeiter im Verlaufe der Monate Juni und Juli gegenüber der vorhergehenden Zeit verschiedentlich geändert. In manchen Branchen war eine Produktionsstodung in manchen aber auch eine erfreuliche Besserung zu konstatieren. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Produktionsstodung in den in Betracht kommenden Branchen ihre Ursache darin hat, daß die Unternehmer in Erwartung des Ergebnisses der Reichenberger Messe, welche diesen Monat stattfand, mit der Produktion zurückhielten, um sich nach Verlauf der Messe für die weitere Produktion neu einstellen zu können. Nun die Messe vorüber ist und für die Textilindustrie im allgemeinen ein günstiges Ergebnis gebracht haben soll, dürfte wohl auch in jenen Branchen, in denen Produktionsstodungen eintraten, wieder eine Besserung der Verhältnisse Platzgreifen.

Nach den eingelangten Berichten war die **Leinwandindustrie**

im Jägerndorfer Gebiete noch immer wenig beschäftigt. Auch auf dem Reichenberger Platz flaute die Produktion ab und es kam aus diesem Grunde nie und da zu Arbeiterentlassungen. Auf gleich günstiger Produktionshöhe wie im Mai blieb die Leinwandindustrie in ihrer Erzeugung nur in Neustädter und Jützel. Die

nicht die bösen Preußen, sondern die guten Stammgäste des Cafés England und der anderen Cafés. Und Louis begriff, daß er an seinen Platz auf dem Fort St. Vincennes zurückkehren müsse. Frau Monax, die Inhaberin des Gemüseladens, war nicht nur eine gute Frau, sondern auch eine gute Katholikin. Sie wollte den Sohn eines jener Gottesknechte, der Mörder des Erzbischofs von Paris, nicht in ihrem Hause behalten. Da nahm Louis Roux seine Preise zwischen die Zähne und seinen Sohn Paul auf die Schultern und ging zum Fort St. Vincennes. Er schleppte die Äugeln zu den Kanonen und Paul spielte in der Nähe mit den leeren Patronen. Nachts schlief der Kleine in der Hütte des Wächters des Pumpenhauses. Der Wächter schenkte Paul eine ganz neue Tompfeife, genau wie die, welche sein Vater rauchte und ein Stückchen Seife. Sobald es Paul zu langweilig wurde zuzusehen, wie die Kanonen die Äugeln ausspuckten, nahm er seine Pfeife und machte Seifenblasen. Die Seifenblasen waren von verschiedener Farbe, blau, rosa und lila. Sie glühten den Luftballons, die die Stüber und sorglosen Frauen in den Turliengärten den gepuderten Ancken kauften. Freilich die Seifenblasen des Maurerjüngers lebten nur einen Augenblick lang, während die bunten Luftballons der Kinder aus den Vierteln der Verschönerung Felder einen ganzen Tag lebten und die einen wie die anderen starben sehr schnell. Wenn Paul die Seifenblasen aus seiner Tompfeife aufsteckte, verlor er den Mund an Aufblähen und auf ein Stück Brot zu warten. Wenn er zu den Leuten, die man „Kommunarden“ nannte, herankam, prekte er mit ernster Miene die Waise an, die die Röhre genau wie sein Vater Louis Roux. Und die Männer bewachten einen Anblick die Kanone und saßen lustig zu Paul:

Du bist ein echter Kommunard:

Schafwollwarenzeugung.

war in der Herren- und Damenstoffbranche im Acher Gebiete voll beschäftigt. Reichenberg hielt sich ebenfalls auf der vormonatlichen Höhe, doch machten sich im Juli bereits Anzeichen des Absinkens der Produktion bemerkbar. Im Neustädter Gebiet wurde in der Kleiderstoffbranche teilweise nicht voll gearbeitet. Die

Rammgarn- und Abfallspinnereien

im Acher und Jützauer Gebiete waren in den beiden letzten Monaten noch gut beschäftigt, dagegen ist in Neustadt eine Verschlechterung eingetreten. Es kam zu Reduzierungen des Arbeiterstandes und Einschränkungen der Arbeitszeit. Dieser Zustand ist jedoch dort eine alljährlich wiederkehrende Erscheinung und besteht auch gegenwärtig nur vorübergehend. Im Neustädter Gebiet waren die Rammgarnspinnereien gut beschäftigt, bei den Streichgarnspinnereien war dies jedoch weniger der Fall. Die

Baumwollindustrie

zeigte folgendes Bild:

Der Beschäftigungsgrad in den Spinnereien, Webereien und in der Veredlung war im Acher Gebiet sehr gut, nur in Lebnitzgrün kamen in den dortigen Betrieben neben den Spinnereien auch die Webereien zum Stillstand. Ursache angeblich Mangel an Aufträgen. Im Märkisch-Schönberger Gebiet kam zu dem bereits stillgelegten Betrieb in den letzten Wochen ein zweiter hinzu. Da die Fabrikanten aufseinernd in Erwartung eines Preissturzes bei den Garnen nicht auf Lager arbeiten, ist mit einem weiteren Absinken der Beschäftigung zu rechnen. Im Neustädter Bezirk ist die Beschäftigung gut. Ebenso in den Bunnwebereien des Rumburger Gebietes. Eine Verschlechterung des Beschäftigungsgrades wird aus dem Sternberger Gebiet gemeldet, wo stark verfürzt und teilweise mit verminderter Arbeiterzahl gearbeitet wird. Einige Betriebe gingen von dem Zweifels- und das Einjahresystem zurück; manche Betriebe arbeiten nur mit einem Drittel der Maschinen. Auch im Teplitzer Gebiet — ausgenommen Weipert, Görlau, Stadt Teplitz — arbeiten viele Spinnereien und Webereien stark verfürzt, nur die Abfallspinnereien sind noch gut beschäftigt.

Die Veredlungsindustrie war im allgemeinen gut beschäftigt. Die Baumwollgebiete in dem Trautenaauer Gangebiete wiesen einen besseren Beschäftigungsgrad auf. Manche Firmen bemühen sich sogar, die Produktion zu steigern. In diesen Betrieben soll es sich meist um die Erledigung kurzfristiger Aufträge handeln. Das Reichenberger Gebiet wies einen Rückgang in der Produktion auf, während hingegen im Warnsdorfer Gebiet die Abfallspinnereien und auch die Webereien — besonders Samwebereien — gute Beschäftigung zu verzeichnen hatten. Im Jützauer Gebiet war die Beschäftigung bis Ende Juni ziemlich befriedigend. Aber von diesem Zeitpunkt an machte sich ein merklicher Rückgang fühlbar. Angehlich soll Geldmangel und Mangel an Aufträgen die Ursache dieses Rückganges sein; aber es dürften auch spekulative Absichten der Unternehmer bei der Verminderung der Produktion mit eine Rolle spielen.

Flachs-, Jute- und Leinenindustrie.

In den Gebieten von Jägerndorf, Märkisch-Schönberg, Neustadt, Sternberg und Trautenaau war die Flachsindustrie überall sehr gut beschäftigt. Besonders traf dies auf das Trautenaauer Gebiet zu, wo die Unternehmer — trotz des allgemein fühlbaren Flachsmangels — bemüht sind, sich mit Flachs bis zur nächsten Ernte zu versorgen. In diesem Gebiete konnte eher von einer Vermehrung der Produktion gesprochen werden; es gibt dort in dieser Branche nicht nur

Die Blusenmänner hatten nur wenige Kanonenhell leuchtende Inschriften auf. Die Leute, die Paris verlassen hatten und jetzt in Versailles, der ehemaligen königlichen Residenz, wohnten, schätzten jeden Tag neue Soldaten, Söhne jener arbeitsamen und beschränkten Bauern Frankreichs, und neue Kanonen, die sie von den bösen Preußen erhalten hatten. Immer näher kamen sie den Wällen von Paris. Viele Forts waren schon in ihrer Hand, und niemand kam mehr, um die gefallenen Kanoniere, die zusammen mit Louis Roux das Fort St. Vincennes verteidigten, abzulösen. Der Maurer schleppte selbst die Äugeln herbei, lud selbst und feuerte auch selbst, nur zwei unverwundet gebliebene Blusenmänner halfen ihm.

In der ehemaligen Residenz der Könige Frankreichs herrschte eitel Freude. Die schnel aus Holz aufgebauten Cafés konnten nicht die Menge derer fassen, die rubinrote Liköre trinken wollten. Die Achte in den weißblauen Soutanen sangen laute Dankgebete, ihre steifen Schnurrbärte streichend unterhielten sich die Generale fröhlich mit den angekommenen preußischen Offizieren. Und die letzten Lokalen rührten schon das Gepäd ihrer Herrn für die Rückkehr nach Paris, der schönsten aller Städte. Der prächtige Park von Versailles, erstreckt auf den Acker von 20.000 Arbeitern die Tag und Nacht die Erde umgruben Bäume abschlugen. Stämme gestrichelt, um die von dem Sohne des Königs gestellte Frist nicht zu überschreiten, war zur Feier des Sieges mit Fahnen geschmückt. Am Tage bliesen die kupfernen Trompeter ihre Basen auf. Die steinernen Tritonen von neun großen und vierzig kleinen Fontänen vergossen Tränen der Freude, und in der Nacht, da in dem blutleeren Paris keine Lichter auf den Boulevards glänzten, strahlten zwischen dem Laub der Bäume

keine Arbeitslosen mehr, sondern es ist sogar ein Mangel an qualifizierten Arbeitern vorhanden. Die Garne gehen meistens ins Ausland. Ebenso entsprechend beschäftigt im dortigen Gebiet ist die Jutebranche. Das trifft auch für Jägerndorf zu, wo eine Vermehrung der Belegschaft vorgenommen wurde, und weiters für das Neustädter Gebiet. Die Leinenwebereien waren zum Teil überall noch voll beschäftigt (für Exportware), doch gibt es auch Gebiete, in denen Betriebe — soweit sie nur für den Inlandsbedarf arbeiten — Produktionsbeschränkungen und Arbeiterentlassungen durchführten. Viele Firmen hielten auch mit ihren Garnläufen zurück, da sie einen Preisrückgang erhoffen. Die Hausweberei im Märkisch-Schönberger Gebiet war noch außerordentlich gut beschäftigt.

Strick- und Wollwarenzeugung.

Im Rumburger Gebiet ist der beschriebene Rückgang in der Produktion erfreulicher Weise nicht eingetreten, sondern es wird vielmehr mit Überstunden gearbeitet. Auch im Teplitzer Gebiet ist die Beschäftigung in den Strickereien, einschließlich der Konfektionsstrickereien, befriedigend. Die Wollereien (besonders auf feinen Maschinen und Baumwolle), wiesen ebenfalls noch gute Beschäftigung auf. Einen stotigen Beschäftigungsgrad verzeichnet dieser Industriezweig auch im Acher und Reichenberger Gebiet und es besteht die Hoffnung auf ein weiteres Anhalten dieser günstigen Produktionslage. In der

Seidenwarenindustrie

ist im Märkisch-Schönberger Gebiet im Monat Juli in der Tschelweberei eine Verschlechterung eingetreten. Es wurden Arbeiter entlassen. Die Krawattenstoffzeugung dagegen war sowohl im dortigen als auch im Sternberger Gebiet gut beschäftigt. Seidenbänder und broschürte Seidenwaren gehen noch immer flau und es ist wohl auch in nächster Zeit keine Besserung zu erwarten. Außerordentlich gut war die Situation im Trautenaauer Gebiet, wo eine Erhöhung der Produktion zu konstatieren war. Auch das Jützauer Gebiet hat in den letzten zwei Monaten noch einen guten Beschäftigungsgrad aufzuweisen. In Märkisch-Traubau wurden durch sechs Wochen Überstunden verlangt. In einigen Betrieben wird auch in Doppelschichten gearbeitet. Es gibt allerdings auch Betriebe, wo teilweise ausgefehrt werden muß. Infolge der Stagnation in der Erzeugung der

Warnsdorfer Eisenstoffe

kam es dort zu weiteren Arbeiterentlassungen. Diese Branche scheint — was wir schon in den vorhergehenden Monaten bemerkten — sich tatsächlich nicht mehr erholen zu können. Auch die **Jwirn- und Häfelgarnzeugung** in dem dortigen Gangebiete ist in eine schwere Krise geraten; vermutlich dürfte sie durch die französische Konkurrenz mit heraufbeschworen worden sein. Infolge dieses Produktionsrückganges ist auch dort (Streit) die Entlassung von Arbeitskräften an der Tagesordnung.

Die **Stoffhandschuhindustrie** im Acher Gebiet war gut beschäftigt und dürfte diese Situation auch weiterhin anhalten. Eine Besehung der Produktion haben die Bandwarenfabriken (auch in Gummibändern) in den verschiedenen Gangebieten erfahren. Im Jägerndorfer und Reichenberger Gebiet wird voll gearbeitet, während im Rumburger Gebiet eine milder gute Beschäftigung konstatierbar ist. Die **Spitzen- und Siederindustrie** im Acher Gebiet war in der Heimarbeit gut, in den Betrieben jedoch fast durchgehend (ausgenommen Grassitz) schlecht beschäftigt und es ist für die nächste Zeit keine Besserung zu erhoffen. Im Sternberger Gebiet hielt sich dieser Industriezweig wie im Vormonat, wo schon damals eine mittelmäßige Be-

Der Leutnant der Nationalarmee, Francois d'Enognant, überreichte seiner Frau, Gabrielle de Bontverie, einen Strauß zarter Lilien, als Zeichen des Adels und der Unschuld seiner Gefühle. Die Lilien standen in einer goldenen, mit Saphiren verzierten Vase. Sie war bei einem Jewellier aus der Friedensstraße zu Paris gekauft, der es verstanden hatte, seine Kostbarkeiten am ersten Tage des Aufbruches nach Versailles in Sicherheit zu bringen. Der Strauß sollte auch ein Zeichen des Sieges sein. Francois d'Enognant war für einen Tag von der Pariser Front genommen. Er erzählte seiner Frau, daß die Aufständischen geschlagen seien, Morgen würden seine Soldaten das Fort St. Vincennes stürmen und in Paris einziehen.

„Wann wird die Saison in der Oper beginnen?“ fragte Gabrielle.

Und dann begann ein Liebesgespräch, das so natürlich ist zwischen einem heldenmütigen Vorkämpfer, der von der Front kommt, und einer liebevollen Braut, die für ihn einen atlassidenen Tischtuch mitbringt. In einem besonders zärtlichen Augenblick, als er seine Braut mit der Hand eines tapferen Kriegers an sich preßte, sagte Francois: „Meine Liebe, du weißt gar nicht, wie groß diese Kommunalen sind. Durch meinen Heldentum konnte ich sehen, daß auf dem Fort St. Vincennes ein kleiner Junge mit der Kanone schießt. Und denk dir, dieser Zwerg-Nero raucht schon eine Pfeife.“

„Aber werdet sie doch alle töten“, flüsterte Gabrielle und ihre Brust bebte heftiger unter der Hand des Kriegers.

Francois d'Enognant wachte, was er sagte. Am nächsten Tag bekam sein Regiment den Befehl, das Fort zu stürmen.

(Schluß folgt.)

schäftigung vorhanden war. Einen gleich guten Beschäftigungsgrad wie im Mai, wies im Acher und Warnsdorfer Gebiet die **Samierzeugung** auch im Juni und Juli auf. Es ist auch für die weiteren Monate mit einem Anhalten dieser günstigen Situation zu rechnen. Eine kleine Besserung gegenüber den vorhergehenden Monaten erfuhr die **Filz- und Strohhutzeugung** im Teplitzer Gebiet. Die Arbeitszeit, die im Juni noch 36 Stunden wöchentlich betrug, konnte im Juli auf 40 Stunden erhöht werden. In der **Wachstuchzeugung** wird im dortigen Gebiet zwar noch 48 Stunden wöchentlich, jedoch mit reduzierter Arbeiterzahl gearbeitet. In der **Leinwand- und Möbelstoffindustrie** war im allgemeinen in allen hierfür in Betracht kommenden Gebieten der Beschäftigungsgrad im Juni und Juli gleich gut wie im Mai und besteht Hoffnung auf ein weiteres Anhalten dieser günstigen Situation.

Die von der Union der Textilarbeiter herausgegebenen Monatsberichte lassen erkennen, daß im allgemeinen die Produktionslage in der Textilindustrie im ersten Halbjahr befriedigend war. Diese Tatsache wird auch von den Unternehmern und ihrer Presse zugegeben. An der Wende der ersten Jahreshälfte scheint es aber, als ob eine neuerliche Krise einsetzen würde. Ob sie von langer Dauer sein wird und ob sie vor allem noch einen größeren Umfang in der Textilindustrie annehmen wird, wird die nächste Zukunft lehren. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Unternehmer ihren Teil zur Herabbeschwörung dieser Krise beigetragen haben, um sich dadurch den Boden für neue Angriffe auf die Arbeiterschaft vorzubereiten. Die Arbeiter haben daher alle Ursache zum größten Mißtrauen, weil sie wissen, daß die Herren noch immer die Löhne herabdrücken und die Arbeitszeit verlängern möchten. Diese Tatsachen können sie ihrer Meinung nach in der Zeit einer Krise bei großer Arbeitslosigkeit besser verwirklicht und daher liegt der Gedanke nahe, daß sie nicht ganz unbeding an dieser Krise sind, um durch sie zu ihrem Ziel zu kommen.

Korrigiert den Flaschenmacher-Kollektivvertrag!

Die Flaschenmacher sind jene Kategorie von Gasarbeitern, die unter der nun beinahe drei Jahre andauernden Krise in der Glasindustrie dieses Staates am meisten zu leiden hatten. Außer der infolge der valutistischen Steigerung der Krone im Jahre 1921 erfolgten Lohnreduktion von rund 50 Prozent mußten diese Arbeiter noch mehrere Verschlechterungen ihrer Löhne in den Jahren 1922 und 1923 hinnehmen. Selbst solche Entschuldigungsarten, die schon vor dem Kriege als alte Tradition galten, wie zum Beispiel die Bezahlung eines Lohnaufschlages für Flaschen aus halbweihem Glas, wurden gegen den Willen der Arbeiter abgelehnt.

Diese traurigen Tatsachen müssen es begreiflich machen, daß die Flaschenmacher, nachdem sich im Verlaufe dieses Sommers eine, wenn auch nicht allzubedeutende Besserung in ihrer Branche bemerkbar machte, das Verlangen stellen, nunmehr etwas von dem, was ihnen vor zwei Jahren genommen wurde, zurückzuerhalten. Durch langjährige gewerkschaftliche Erfahrung und Schulung haben diese Arbeiter gelernt, daß bei Lohnforderungen leider nicht nur das natürliche Recht des Arbeiters auf eine bessere Lebensführung, sondern auch die Lage der Industrie berücksichtigt werden muß. Aus diesen Erwägungen heraus wurde daher von einer Kündigung des Kollektiv-Vertrages abgesehen und lediglich das Verlangen nach einer Änderung des geltenden Kollektiv-Vertrages gestellt. Die daraus erkennbare Rücksicht auf die Industrie, die die Arbeiter durch keinen Kampf um die Kollektiv-Verträge beeinträchtigen wollen, scheinen aber die Herren vom Arbeitgeberverband gar nicht richtig einzuschätzen. Sie wollen sich nämlich gar nicht dazu bequemen, den Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen. Jedes Zugeständnis wird immer mit der Begründung abgelehnt, die Industrie verträge keine Lohnaufbesserungen, was immer die einschichtige Ausrede war und auch stets sein wird. Doch mit einer solchen Begründung darf man den Arbeitern, die ja in den Betrieben stehen und die Lage besser kennen als die Arbeitgeber, nicht kommen. Wenn schon gespart werden muß, dann gibt es ja andere Posten, bei denen die Produktionskosten herabgesetzt werden können. Nach kapitalistischem Rezept ist freilich der Arbeitslohn jene Post, bei der sich am besten Ersparungen erzielen lassen.

Von Vertretern der Arbeitgeberverbände mußten wir schon öfters hören, daß die Grundfrage der Lohnbemessung vor allem die Leistung und Qualifikation der Arbeiter sein müsse. Nun, wer heute die Arbeit der Flaschenmacher, die sie in acht Stunden zu leisten haben, einmal volle acht Stunden beobachten konnte, wird zugeben müssen, daß diese Arbeiter wie eine Maschine zu arbeiten gezwungen sind, wenn sie einen Lohn von 170 bis 200 Kronen verdienen wollen. Dabei wird heute so eine einwandfreie Flasche verlangt, daß es nicht selten vorkommt, daß der Arbeiter für seine acht Stunden lange, schwere Arbeit keinen Heller Lohn erhält. Dies ist wohl die traurigste Erscheinung, daß Arbeiter für geleistete schwere Arbeit keinen Lohn erhalten. Aus all diesen Gründen können die Flaschenmacher wohl erwarten, daß ihre berechtigten Wünsche erfüllt werden. Sollen sie gänzlich enttäuscht werden? Die Arbeitgeber haben es nun in der Hand, selbst die Entscheidung darüber zu treffen, wie künftig die Verhältnisse im Betriebe sich zwischen Arbeitern und Arbeitgebern gestalten sollen.

Der Kollektivvertrag für die tschechoslowakische Zuckerindustrie. Donnerstag, den 21. und Freitag, den 22. d. M. fanden im Staatsbureau neuerdings Verhandlungen über den diesjährigen Kollektivvertrag für die Zuckerindustrie statt. Die Verhandlungen wurden feinerzeit, da sich keine Möglichkeit zur Einigung bot, abgebrochen. Auch diesmal kam der Kollektivvertrag nicht zustande, da das endgültige Angebot der Zuckerindustriellen von den Vertretern der Arbeiterschaft als noch nicht ausreichend angesehen wurde. Das letzte Angebot der Industriellen gliedert sich folgendermaßen: Verlängerung des bisherigen Vertrages auf ein Jahr und hierzu einen einmaligen Beitrag von K 200.— bis K 500.—, Erhöhung der Kampagnenermüdung für die Angestellten um 50 Prozent, als Entgelt für die siebente Arbeitsschicht, Auszahlung der fünf Prozent-Kampagnenprämie, an die Kampagnenarbeiter aller Fabriken, welche eine Kampagnedauer von mindestens vier Monaten haben. Die Vertreter der Arbeiter gaben zum Schluss die Erklärung ab, die Arbeiter in den Betrieben über Annahme oder Ablehnung entscheiden zu lassen. Am Dienstag, den 2. September werden beide Vertragsparteien zur entscheidenden Sitzung zusammenzutreten.

Kleine Chronik.

Die Einläufe der prächtigen Cafésiers. Vor zwei Jahren übernahm ein neuer Pächter das Budapestener Sommer-Kaffeehaus. Er ging mit Rieseneifer ans Werk, legte im Springbrunnen seines Gartens eine Kriebelbahn an und erklärte Wunderdinge von der Einläufe dieses Begräbnisses. Als eines Tages ein Felsen zerbrach, bestellte er Tausende von neuen in allen Größen und Qualitäten. Er kaufte ohne Bedarf wagnersweise Sardinen, Zigaretten, Zigarren, Paprika, Geschirr, Rohmaterialien usw. Seine Verwandten zahlten alles, weil sie nicht zulassen wollten, daß er für irrsinnig erklärt werde. Sie konnten es auch, da sie ja an der Börse ausreichend verdienen. Aber schließlich wurde es doch zu schlimm: der Cafésier mußte in die Nervenklinik. Die bestellten Waren wurden in große Magazine verfrachtet. Und dann kam der Umschlag. Die Verkäufer gingen zu Grunde. Kaffee, Bienen und Paprika stiegen im Preise um Hundertsche, und das Redouten-Café ist auf viele Jahre hindurch mit allen Vorräten verpflegt. Alles geht glänzend, nur einer stört das große Glück: der geniale Verwandte befindet sich noch immer in der Nervenklinik. Man möchte ihn gern freischicken, damit er die Leitung der Geschäfte übernimmt. Aber die Ärzte und das Gericht gestatten es nicht. Nun will die Familie durch einen Rechtsanwalt die Entlassung des Verwandten erzwingen, denn man will ihm nicht nur die Leitung des Cafés, sondern auch die Führung der Vorkaufgeschäfte überlassen.

Enten, die für Menschen arbeiten. Die Eingeborenen von Burma haben eine merkwürdige Verwendung für die wilden Enten gefunden, die dort in ungezählten Scharen in den Wäldern leben. Burma ist einer der Hauptlieferanten für das wertvolle Sandelholz, das besonders seines aromatischen Geruches wegen geschätzt wird und dessen ätherisches Öl auch als Heilmittel dient. Ein großer Teil des gefällten Baumes ist nutzlos, da nur das starkriechende Datz der Bäume Wert hat. Wollte man es mit dem anhaftenden Splint transportieren, so würde das unnötige Kosten verursachen. So läßt man die Stämme, nachdem sie von den Zweigen befreit sind, liegen, wo sie gefällt worden sind. Der weiche, fettige Splint zieht nun die Enten an, für die er ein Federkissen ist. Sie fressen ihn ab und befreien so den Stamm von seinem wertlosen Ballast. Die Enten leisten so völlig umsonst dem Menschen Arbeit.

Der Einbrecher.

Von Ernst Joseph.

— und die Maus nagt weiter in der Wand, kratzt, bohrt, knabbert — und nun knirscht es — knirscht — splittert leise und behutsam: nun hat sie die Holzjalousie durchbrochen — riecht das Frisch — zwängt sich durch — verschluckt — ruht —
 Stille.
 — und kratzt K knabbert — nagt — — still! am Bettposten — — raselt — — sagt — leise, vorsichtig, rastlos —
 Unsichtbar, aber sicher grau — unsichtbar im grauen — Tag?
 — sagt —
 Stille.
 — und kratzt — knabbert — nagt — — Baum fällen —
 rad! bauen die Jähne ein!
 — er fuhr hoch.
 — ab, Traum!
 Mühl weht glimmende Nacht herein.
 Nun wird sie lauschen, angespannt, das kleine Herz trommelt — Wo sitzt sie auf ihrem Wurmischwänzen? Weher die spitzige, wibige Schnauze zugend aus funkelnden schwarzen Glasperlenaugen.
 Jetzt! raselt —
 — das ist ja im Nebenzimmer — ist wer — Einbrecher!
 Friedrich stotterte das Herz —
 Er sprang aus dem Bett, ans Fenster — Hilfe rufen?
 Feucht rauschte die Nacht ihn an. Hoch hinter Wolken ging der Mond. Tief, fremd, unheimlich abgewandt der Garten, hinweg in die Nacht aufgetan.

Wen da rufen! —
 Er horchte gegen die Nebenwand. Etwas tastete durch Rascheln: er durchwühlte den Schreibtisch!
 Da war Friedrich kalt, ruhig, entschlossen. Entnahm seinem Nachttisch den Revolver, streifte die Hölle über, knöpfte sorgfältig und ohne Hast den Dolchträger fest, schlüpfte in die Hausschube, schlich zur Tür, vorsichtig ohne Geräusch sie öffnend, stieß die danebenliegende des Schreibzimmers auf und schon hatte er Licht angezündet, hinter der vorgestreckten Waffe befehlend: „Hände hoch!“
 Etwas rasselte zu Boden, karrte Dampf molten auf den Teppich.
 Gestalt eines Mannes schnellte hinter dem Schreibtisch auf, aber die einen Moment gespannten Schultern sanken sofort in sich zusammen, der Kopf beugte sich müde. Schielte aber noch einmal hinter sich zum Fenster, die Hände an der Tischkante Abstoß suchend.
 Friedrich begriff: „Halt! Stehen bleiben!“ und dann wiederholend, scharf: „Hände hoch!“
 Da erlahmte der Ertröpfte. Erschöpfung stöhnte leise aus ihm. Langsam, zwei ergebene Sklaven, hoben willenlos die Arme sich über den Kopf.
 Aus den von unter sich aufschlebenden Augen fragte stumpfe Abwesenheit zu Friedrich: was nun?
 „Nicht schießen!“ stieß es heiser hinter seinen Lippen hervor. Und noch einmal flüsternd: „Bitte — nicht schießen!“
 Friedrich hatte sich den Verlauf des ganzen Auftritts weichen anders gedacht. Trotz einer tief verborgen in ihm flatternden Erregung, viel leicht sogar Angst, hatte er gehofft, der andere, den er sich, bevor er ihn gesehen, als hämmigen und vertwegenen Burschen vorgestellt, werde sich zum Neuherrn entschlossen auf ihn stürzen. Er aber, hoch und unbewegt stehend, wie eine eiserne Königsstatue und wie diese kühl und gelassen, das geduld anspringende Tier niederstrecken, nur durch ein unmerkliches Krümmen des Zeigefingers der gebieterisch ausgelassenen Herrscherhand.
 Und wie ganz anders war es nun. Der dort hinter dem Schreibtisch, der sich mühsam aufrecht hielt, mit erhobenen Armen, die unter ihrer eigenen Last schwanken, hatte, weiß Gott, weniger als nichts von einem sprungbereiten Tiger.
 Ein schäbiger Rod hing wie ein Sack in Falten über arme Schultern und eine eingezogene Brust. Und aus einem Heud ohne Krogen hervor suchte ein magerer furchiger Hals das Knochengerüst eines ausgegerrigten Kopfes zu halten. Die Ohren gar drohten von dem scharf einschneidenden Rand einer zu grohen und zu schweren Kappe vom Kopfe getrennt zu werden.
 Aus den Höfen eines kühnen, romantischen Himmels war Friedrich herabgestürzt in einer graue und lahle Einde.
 „Jammergefahl!“ dachte er ernüchert, und Mitleid quoll in ihm auf.
 „Setzen Sie sich dort auf den Stuhl!“ wies er, seiner Stimme nur mit Mühe eine angemessene Festigkeit gebend.
 Die Andere schreite wie aus einem Krampf. Seine Kleider schlotteten seltsam, als fügen, geschlecht, aus Aderfurchen kleine Vögel auf. Gestalt Bäume brachen die Arme herab. Ein faulen Gerümpel fiel der ganze Mensch in den trachtenden Rohrfessel. Drang das Stöhnen aus diesem, oder aus dem vernichteten Leibe, oder tief herauf aus unterirdischen Aertergewölben?
 Friedrich ward es unheimlich. Am liebsten wäre er davon gelausen. Sein noch immer vorgehaltener Revolver brachte ihn zur Besinnung. Aber er fühlte, nur mit überlegener Ironie werde er der Loge gewachsen bleiben. Setzte sich daher bequem in einen gegenüberstehenden Lehnstuhl.
 Sein nächstlicher Gast schien ihn vergessen zu haben. Die Augen weit offen. Aber nur scheinbar auf den Boden starrend, da etwas suchend. Auf die aus falligen Lidern herausgewölbten Strich von seinwärts durchs Fenster gedämpfies Mondlicht, und wie einsame Weher, darauf der bleiche nächtliche Schein sproßt, so verriet ihr wechselnd aufstimmendes Weiz nichts von dem Leben in ihren versunkenen Tiefsen.
 Friedrich, bekommen, damit etwas gesagt sei, stieß gewaltsam hervor: Warum sind Sie hier eingedrungen?
 Da scholl, ohne daß das schlafende Bergland des zerklüfteten Gesichtes drüben sich bewegte, ohne daß die milchtrüben Spiegel der erstarren Seen sich baujchten, aus den unausdenkbaren Abgründen eines hohlen Berges wie die Stimme eines Orakels in sich selbst zurückhallend: „Rot!“
 Da war der Damm gebrochen. Die Berge und Schluchten des Gesichtes erbeben in schütterndem, lautlosem Beben, die Abbildung der Augenleiche zersplitterte, darunter schwarze Fluten heraufquollen, sich aufbäumten und quere Blitze einherzuckten.
 Schritt eines Riesen stampfte heran.
 Geknechtet unter das Gewicht eines lebenverdunkelnden, alles verlöschenden Weltgewölbes, schwarz wie der Marmor des Totenreiches, finster dröhnend wie die Glocke des jüngsten Gerichts: Atlas, der die lichtlose Nacht trägt, blutdunkeln Dampf auf die frochende Brust niederleuchtend. Doch röhelnden Wankens; noch drohend im Stolz des Beladenen; Verzweiflung umklammernd furchbare Last wie einen Ball, bereit ihn zurückzuwerfen dem unsichtbaren Partner im tödlichen Spiel. Und der Mund öffnete sich schwarz heraus: Posaune der Klage, des Schmerzes, der Krankheit, des Hungers, der Trauer und des mitternächtigen Schicksals. Fluch der Anlage stöhnte herauf, wie unterirdische Donner daherröllend. —
 Friedrich schleuderte auf und ab, wie eine Rußschale in orkanerwähltem Ozean.

Fetzen von Land jagten um ihn hinab. Vorbeitaumelnd erkannte er sie. Bilder des Glends und der Not, gelesen in Romanen, selbst von ihm, dem bejubelten Trogoden, gespielt, schrumpften zu kläglichem, sinnlosen Klumpchen zusammen, Kinderspielzeug. Was er für Leben gehalten, fruchtbar, wenn auch blutend, grinst tot ihn an, Masken aus Pappe und Schminke.
 Tonze wie Seifenblasen auf dem nächtigen Feuersturm, der aus der schwarzen Posaune des Menschenmundes brach, der kaffte wie die Bunde der Welt, rauchende Lava mündlichen Blutes ergießend. —
 Längs lauerte in dem leichten Rohrfessel wieder ein jämmerlicher Menschenhaufen.
 Stumm und zusammengeklumpt.
 Friedrich tauchte wie aus einer Verzauberung empor.
 Aus der erbrochenen Schreibtischlade raffte er, was er an Geldscheinen fand. Vor dem wie tot Dastehenden auf die Kniee niedergelassen, schob er es ihm in die kaffende Tasche des Rocks, erschauernd und aufgelöst, wie man ein Stühnopfer darbringt.
 Dann zur Tür zurückgeschlichen, flüsternd:
 „Ich lösche das Licht. Steige zum Fenster hinaus. Vergiß uns!“
 Knadend erlosch die gelbe, fremde Felle.
 Da erwachte der Andere.
 Mühsam schlüpfte er über den Boden, erhob er ein Bein über das Gesims.
 Der Mond trat aus einer Wolke hervor. In blaues Silber stieg der Mensch hinein. Der flüchtige Glanz umblühte seinen Kopf. Wie schlüssendes Sädeln. Süher Opferdust stieg aus den Altären des Gartens.
 Da gleitet aus der Mauer des steinernen Hauses die Finsternis.
 Dacht sich hinter Friedrich, der da in Anbetung versunken steht.
 Zieht sich zusammen, rollt sich ein.
 Zu seinem Arm, der unruhig herabhängt, windet sie sich. Reicht hinein, wie die Schlange in den leeren Rouarmel. Schiebt sich vor von ihnen die Haut hochelnd, aufsteigend. Weiter bis in die Hand. Bläst sich auf, ihn aufstülpend, spannend. Bäumt sich dann hoch, in straffem Bogen, schweißende, zischende Wiver. Daß der Arm sich erhebt über ihr. Und krümmt sich nun, urewiger Feind, gierig und tückisch in seinen Fingern. —
 Kradend zerbarst der leuchtende Mond in speiende, gelbe und rote Flammen.
 Und flatschte leblos in die aufsprallende Tiefe des Gartens hinab.

Kunst und Wissen.

Willy Thaller ein Diebiger. Dieser Tage ist der bekannte Wiener Schauspieler Willy Thaller siebenzig Jahre alt geworden. Er ist einer der wenigen Künstler, die den Begriff der „Vollkunst“ zu einer wahren Angelegenheit der Kunst erhoben haben. Thaller, von Geburt Grazer, kam schon in ganz jungen Jahren zur Bühne. Die Jahre der Wanderjahre, die harte Schule des jahrenden Stomdiantentums, haben ihn zur Meisterschaft geführt. Thaller ist noch der „Komödiant“, der Schauspieler im echten Sinne, dem seine Kunst nicht bloßer Erwerb oder Betrieb, sondern Daseinsform, Existenzberechtigung bedeutet. Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam Thaller an das Wiener Carl-Theater und errang in Restriktionen großen Erfolg. Der Zusammenbruch der Direktion trieb Thaller wieder auf die Wanderjahre. Mit der Geisteringer ging er nach Amerika, um dort die Operette eines Strauss und Millöcker siegreich machen zu helfen. Dann kam er 1885 zu Angelo Neumann nach Prag, wo er sich zu einem Charakterdarsteller hohen Ranges entwickelte. 1886 brachte ihn Gettke, dem die Wiener Theatergeschichte mehr begabte Schauspieler verdankt, als den anderen gleichzeitigen Theaterdirektoren zusammengekommen, ans Raimund-Theater. Hier gewann er, insbesondere Anzengruber, ein neues Publikum, aber auch zahlreiche moderne Stücke dankten seiner Kunst ihre Erfolge. Im Volkstheater wurde er auch eine Stütze des französischen Salontheaters. Nach Jahren des Schwankens, der Rückkehr zur Operette, des aufsteigen Castlerens, stellte ihn wieder Direktor Beer wenigstens für ein paar Monate des Jahres ans Raimund-Theater, und von hier ist er endlich vergangenes Jahr ans Burgtheater gekommen, spät, wenn auch nicht zu spät. Seine komische Kraft, seine Charakterisierungskraft ist überall verwendbar, in gewissen Aufgaben unübertrefflich.
 Holländische Kunstausstellung in Prag. Die Anstifter der Malervereinigung „St. Lukas“ wird in der nächsten Zeit eine Ausstellung von Aquarellen, Zeichnungen und Graphiken in Prag veranstalten. Es handelt sich um die erste holländische Kunstausstellung, die seit dem Kriege auf dem Gebiete des ehemaligen Oesterreich stattfindet.

Turnen und Sport.

Gemütswerte im Radport.

Wie der Reiter sein Ross, das von edler Rasse zeugt, mit immer neuem Wohlgefallen betrachtet, so ruft im Herzen des Radfahrers schon der Anblick eines Rades an sich ein ästhetisches Gefühl hervor. Das Rad ist in der Tat wie kaum ein anderes Mittel zum Sport geeignet, Wohlgefallen auszulösen, Freude hervorzurufen. Das schimmert und das glänzt, als ob es aus jartem Sonnenglanz gebaut wäre. Anmut und Festigkeit vereint es in wunderbarer Weise in sich. An ihm ist alles so feig-

gestrig, scheinbar fast zerbrechlich, und dabei doch so nervig, so stark, daß es die schwere Last des Menschen mit Leichtigkeit erträgt. Seine Gelenke ruhen verborgen in seinem kunstvollen Bau, so daß es schmiegsam und biegsam jedem Druck der menschlichen Hand nachgibt. Das Ganze ist ein vollendetes Kunstwerk, so fein geschaffen, daß es, vereinigt mit dem Menschen, nicht mehr bloße Maschine, nicht mehr bloß Mechanismus, nein, zum lebendigen Organ des menschlichen Willens wird. Wie der Reiter sein Ross, liebt daher der Radfahrer sein Rad.

In jedem Menschen ruht tief verborgen die alte Haroschnsucht. Der Mensch möchte der Erden schwere zu Zeiten entseidet sein, er möchte sich leicht und frei, gleich dem Vogel im Flug, zur lichten Sonne schwingen, sich im blauen Aether wiegen. Das Rad kommt diesem elementaren Triebe in der Brust sehr entgegen. Wenn die Widerwärtigkeiten und Kleinlichkeiten des grauen Alltagslebens zu sehr drücken und einengen, dann trägt der Wunsch den Menschen so gern weg in eine schönere und freiere Welt. In einer solchen Stimmung wird uns das Rad zum schnellsten Helfer. Da braucht's keiner langen Vorbereitungen wie bei der Eisenbahn oder auf dem Wagen, da geht's nicht so langsam vorwärts wie auf Schusters Rappen, sondern es schwingt man sich in den Sattel und in wenigen Minuten ist man der Enge des Hauses schon entflohen. Es ist ein ganz eigenartiges Glücksgefühl, auf solchem Ross die Welt zu durchmessen. Wohlge spürt man es, wie leicht und schnell man vorwärts schreitet, wie man das, dem man entfliehen will, weit hinter sich läßt, wie das, was vor einem liegt, lodend näher herankommt. Das Rad ist wie ein flinker, mutiger Renner, der unsern Wünschen Wirklichkeit schafft. Was uns sonst von Ort zu Ort trägt, der Wagen, die Eisenbahn, der Bahn, das Auto, es ist alles etwas von uns losgelöstes, etwas für sich Bestehendes, das Rad aber wird mit uns zusammen eine Einheit, wie Ross und Reiter es sind, und darum ruht im Radport schon an sich ein besonderer Reiz, den eben nur der kennt und auskostet, der ihn selber ausübt, der selber wie leicht beschwingt, wie erhaben über den mühseligen Fußwandlerer, wie ein Jamborer, der sich den feinsten Mechanismus zu eigen zwang, die weite Welt durchwagt.

Im Menschenherzen lebt und drängt die tiefe Sehnsucht „nach draußen“. Je mehr das Leben, der Beruf einschließen in die vier Wände, in Speicher, Stuben und Fabriken, umso lebhafter ruft es ihn hinaus in die freie Natur. Dort harrt seiner ein Jungermann, aus dem er wieder neue Kräfte für die Alltagswelt schöpft, dort freut sich seine Seele an Bildern, die ihm daheim nicht zu Gesicht kommen. Auch in dieser Beziehung wird uns das Rad zum Helfer. Es ist uns das leichtbestiegene Ross, auf dessen Rücken wir wie im leichten Fluge die Weiten durchmessen. Frei schweift der frohe Blick ungehindert in die Weiten und nimmt empfindlich in sich auf, was die Landschaft an wechselnden Panoramen darbietet. Da wird das Wort des Schweizer Dichters Keller wahr: Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Hebersfluß der Welt. Wenn auch manches bei einer solchen Radfahrt nur flüchtig geschaut werden kann, so ist ein Gesamteindruck doch unverlierbar gewonnen, er bleibt in der Seele zurück und läßt noch lange vom Vergangenen zehren. „Was vergangen, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück.“ Das Radfahren ist übrigens in dieser Beziehung vorteilhafter als alle andern Arten zu reisen, das Wandern ausgenommen. Denn das Rad gestattet uns, unsern ganz persönlichen Reigungen zu folgen: wo wir wollen, können wir langsamer fahren, wo es uns gelüftet, können wir ganz absteigen und am Wegestrand nach Belieben einen Schritt abseits von der großen Straße wagen. Das Rad ist immer wie ein guter Freund, der unsern Wünschen still entgegenkommt, es drängt nicht ungeduldig zur Weiterfahrt, es ist aber doch allemal unseres Winks gewärtig.
 Sind wir aus weiter Ferne wieder in unser Haus zurückgekehrt, so wird das Rad in irgendeiner Ecke gestellt. Es hat für diesmal seinen Dienst getan. Bekcheiden wartet es auf die nächste Gelegenheit, wo es uns wieder mit gleicher Bereitwilligkeit wie immer aufwartet. Manchmal gleitet ein freundlicher Blick von uns zu ihm hinüber, und immer wacht dabei in unserm Gemüt eine stöhliche Empfindung auf: dort ruht ein guter Freund, der uns das Leben sonniger und schöner gestaltet. Das sei ihm nicht vergessen!
 B. Hofe.

Herausgeber: Dr. Ludwig Eger und Karl Cermak, Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Riecher, Druck: Deutsche Zeitungs-Druckerei, Prag für den Druck verantwortlich: O. Gollh.

Befucht und bezieht die IX. Internationale Brager Herbstmesse vom 21.-25. September 1924. Die größten in- und ausländischen Firmen als Aussteller.

37. Jahrgang, Preisermäßigung, Invergeleitete Unterkauf, Zollmehrschuld, Nachsonne, Sonderkonditionen, Legitimationskarten à 25.- bei Auslandsvertretungen der öst. Republik und beim Reichamt in Prag 1. Althaber Rathaus. **Besichtigt Prag, eine der schönsten Städte der Welt.** Eigene Hotel-, Bau- und Möbelmesse, Bau- und Jagdmesse sowie Automobil- und andere Ausstellungen des Verbandes der öst. Städte. 1925. X. Brager Frühjahrsmesse vom 22.-26. März 1925.

Kuh & Kretsch
 Erzeugung von alkoholfreien Fruchtperlen 1488
Teplitz-Schönau